AKZENTE

2

1955

AKZENTE · 2. JAHRGANG 1955

AKZENTE

Zeitschrift für Dichtung

Herausgegeben

von Walter Höllerer und Hans Bender

2. Jahrgang 1955

CARL HANSER VERLAG · MÜNCHEN

Reprinted with the permission of Carl Hanser Verlag

HNSON REPRINT CORPORATION
Fifth Avenue, New York, N.Y. 10003

JOHNSON REPRINT COMPANY LTD.
Berkeley Square House, London, W1X6BA

First reprinting 1970, Johnson Reprint Corporation

Printed in the United States of America

Library of Congress Catalog Card Number: 56-41571

Gesamtherstellung: Buchdruckerei AG Passavia Passau
Gedruckt in der Monotype-Bembo-Antiqua

INHALT

AKZENTE

herausgegeben von Walter Höllerer und Hans Bender

Heft 1 · Februar 1955

WILHELM KLEMM · SEHNSUCHT

O HERR, vereinfache meine Worte,
Laß Kürze mein Geheimnis sein.
Gib mir die weise Verlangsamung.
Wieviel kann beschlossen sein in drei Silben!

Schenk mir die glühenden Siegel,
Die Knoten, die Fernstes verknüpfen,
Gib den Kampfruf aus den heimlichen Schlachten der Seele,
Laß quellen den Schrei aus grünen Waldeskehlen.

Feuersignale, über Abgründe geblinkt,
Botschaften, in fremde Herzen gehaucht,
Flaschenposten im Meere der Zeit,
Aufgefangen nach vielen Jahrhunderten.

JETZT ging er und lief. Er lief, Waiblinger, der Tor, den es ge ekelt hatte, irgendwohin zu gehören, und den es lüstete, nirgen wo mehr zuhause zu sein, und der längst bloß noch lief, um wied ein Haus zu finden. Er wußte es nicht, er lief über den fremden Bode der häßlich war, heiß und gut, und der ihn brannte durch seine dü nen Schnursohlen. Jeder Einheimische mied das, womit er seine Ta ausfüllte: die Ebene kochte, und er lief kreuz und quer durch di Ebene, eigensinnig und hingerissen. Er war kein Reisender, der sic Sehenswürdigkeiten ansieht, nicht einmal als ein Fremder fiel er au wie er ging in Hemd, Hose und leinenen Schuhen mit Sohlen a Hanfschnur, Hirtenschuhzeug, das er erhandelt hatte. Sonst trug nichts auf dem Leib und nichts bei sich, besaß keinen Vorsatz; er gin wohin es ihn mitnahm. Der Himmel glänzte, er glänzte hoch, feuri zehrend; die großen Straßen spiegelten ihn als ein fettes, prassend Blau. Luftkissen lagen manchmal auf der Chaussee, Tümpel, in denen e Haus, zwei Zypressen, ein Karren köpflings zerflossen, schnell zerrann sie vollends vor dem sich nähernden Blick. Die Wege liefen davon, sa ken ab, steinig, von Mauern eingeengt, bachlose Schluchten; die Son stand steil, so daß die Mauern keinen Schatten warfen. Dort schlüpft staubige Eidechsen, es roch nach Urin, die Luft stockte, trieb Schwe aus, klemmte den Atem. Dann wieder das Offene; Staub, auf die Feld gefallen wie Reif; Hecken und Weingärten, hohes Schilf, Häuser fenste los. Ein Dorf kam heran, die Straße durchlief es wie ein gerader Kan ein Kanal glühender Luft, der von verschnittenen Maulbeerbäumen g säumt war. Alle Türen waren geschlossen. Jalousien schorfig niederg lassen zum Vergessen, zur Liebe, zum Schlaf, andere Fenster blind, ga tot, ein Loch in der Scheibe, ein Pappschild dahinter: *à vendre*, kein Kä fer dabei. Eine Weile ruhte er aus unter einem Sonnensegel, aus de elenden Café drangen schläfrige Geräusche, er bekam ein kaltes, scharf Getränk, das er hinunterstürzte. Zwei Männer, lumpig angezogen, d nichts von ihm merkten, nickten an Marmortischchen hinter ihm, jed an dem seinen, der Schlaf saß ihnen auf, sie zuckten im Schlaf. Waibling wachte, seine Lippen standen ihm offen vor Mattigkeit und vor Gier, litt und füllte sich zugleich an mit Glück, daß er war und lief.

Schon stand er wieder und ging seinen Weg weiter, der Weg ver-
ngte sich, schien noch weniger begangen, eine kunstfertig alte Brücke
völbte sich über eine Schlucht. Zögernd stieg er weiter, es ging un-
erwandt sacht bergan, der Pfad wurde undeutlich und fing an, sich
n kleinere Schlängelwege zu zerlaufen. Da kam er in lockeres Gehölz,
las kaum einen Schatten warf; am Boden kein Grün, doch reifte
llenthalben der Aaronstab mit rotfeisten Beeren. Und wieder nach
iniger Zeit mischten sich fremdartige Gewächse unter das gemeine
Holz, harte, lanzettförmige Blätter von scharfem Glanz, dabei rosa
Blüten, die Duft versandten. Aber da hing an einem Baum eine ver-
witterte Tafel, auf der ein Eber, linkisch gemalt, seine schwarzen Bor-
ten sträubte; darunter stand mit verbleichenden Lettern: *chasse gardée*.
Gleich danach war der Weg durch Gemäuer verstellt, dem ging
Waiblinger entlang bis an ein rostiges Tor, das versperrt lag, und er
lickte durch das Gitter und sah einen Hofraum, auf dem gelbes Gras
wuchs, und wieder dahinter Mauern und mit Latten vernagelt Fen-
ter, unfreundlich, verboten: nicht einmal *à vendre*, kein Haus für ihn.
Langsam blickte er sich um, ein Feigenbaum voll Früchte hing über
dem Gitter heraus, Waiblinger griff hinauf und kostete; lau und säuer-
ich zerlief die Frucht auf der Zunge. Die Zikaden lärmten überlaut;
r erschrak, erschrak an Empusa, dem Mittagsgespenst. Es war kein
lötzliches, sondern ein schleichendes, sehr langsames, lähmendes Er-
chrecken. Es stieg aus dem Boden, aus dem guten, heißen, häßlichen
Boden kroch es, und die Haut spürte es und zog sich zusammen, ehe
s in der Herzkammer flimmerte. Er mußte sich niedersetzen, obwohl
r lieber gegangen wäre, und verweilte dort einige Zeit; wie lange,
as wußte er nicht.

Als er wieder aus dem Gehölz trat, fing die Sonne an sich zu neigen;
ie Farben wurden tiefer, und noch immer dehnte das Blau seine Herr-
chaft aus. Schilfzeilen, Weidengebüsche glänzten, Zypressenhecken
mflossen die Felder mit flüssigem Schwarz. Ganz am Ende Gebirge;
auchig, leicht, wie erstarrter Schaum. An der Straße Zwiebelfelder,
ie liefen unabsehbar perlend auf ziegelrote Meiereien zu. Der lila
Grund bröselte. Auf das alles ergoß die Luft sich wie eine blaue Glasur,
nd die Sonne hing auch da, unanschaubar, züngelnd, eine Scheibe von
ochendem Zinn. All die Leere, all die Lautlosigkeit waren schön und
nörderisch. Alles unbegreiflich, alles voll Lust zu erliegen. Götter?

Ach fremdes Herz, unkenntliches, brennendes Herz, alles voll Widerstand. Waiblinger, mit halbgeschlossenen Augen, trottete hin, ging unhörbar, leicht wie ein Geist, spürte den Brand, roch die Chaussee merkte den Tod, das Willkommen des Todes, barbarisch und freudenreich. Er ging und kam, Tarascon näherte sich; der Umriß hob sich in tiefem Kobalt zwischen den Ölbäumen auf, Türme und Zinnen, das viereckige Schloß des Königs René. Abend: ein paar Schüsse fielen träge; einer, drei, vier und noch einmal zwei. Eine Kaserne stieß an die Straße, ihre Fassade grell weiß und blau abgesetzt, gelbe Läden begleiteten Waiblinger eine Strecke lang; zwei Soldaten, rotmützig starrten ihn aus dunklen Gesichtern an; Getrappel, Hornruf. Der Tag neigte sich.

Im Hotel wurde schon aufgetragen, aber Waiblinger mochte nicht essen, so erschöpft er war. Sogleich stand er wieder auf der Straße und wandte sich gegen die Eisenbrücke, hinaus auf die riesige Brücke, in deren Gespinsten die Sonne wie eine rostrote Spinne hing, die Brücke die von Tritten dröhnte und von Wagen schwang. Es war noch heiß noch offen, noch hell, und Waiblinger ging hastig, fast trippelnd auf dem durchglühten, geriffelten Blech des Fußsteigs. Auf halber Länge führte eine Eisenleiter hinab auf die Insel, die den Strom in zwei Arme teilte. Waiblinger kletterte hinab, die Sprossen sangen unter ihm, es dauerte eine ganze Weile, bis er den Grund erreichte, endlich sah er die Brücke hoch über sich. Er lief auf kleinen Tretpfaden durchs Gestrüpp, dann an der Spitze der Insel erreichte er eine Bank aus Kies wo er Hemd und Hose abwarf. Dort floß der Strom übermächtig gurgelte und zog. Waiblinger ließ sich hineingleiten, indem er sich am Ast einer Weide festhielt; der Ast gab nach, schnell schlug ihm über dem Kopf das Wasser zusammen, bis ihn ein Scherenschlag mit den Beinen wieder nach oben brachte. So hing er an dem pendelnden Ast, schwebte und wirbelte in dem reißenden Wasser, das in Mund Nase und Ohren eindrang und ihn langsam mit Kühle füllte. Jetzt stand die Sonne schon niedrig über dem Stromspiegel, der zwischen den silberschwarzen Weiden tosend heranfloß, sich unendlich verbreiternd. Waiblinger sah das rote Rad bald auf der Fläche tanzen, bald sah er es flackern, wenn er unter Wasser die Augen aufriß; die Glut schwamm dann im Wasser wie ein Feuernest, und der Spiegel kochte und krauste sich. Plötzlich schauderte ihn, er hangelte sich heraus

dann blieb er auf den Kieseln hingestreckt, dann und wann flüchtig zitternd, mit halbgeschlossenen Augen.

Darüber hatte ein Schlaf ihn angestreift; aber nahe plätscherte es, ein Faltboot war dicht herangetrieben, sein Lenker hielt es mit dem Paddel gegen die Strömung. Waiblinger konnte von dem Gesicht nichts erkennen, es stand schwarz, augenlos gegen den Strom und den Himmel, der nachglühte und noch blendete; der Mann war nackt und hatte einen breitkrempigen Strohhut auf. *Vous savez l'heure?* fragte der Mann. Es war eine ernsthafte, gleichmütige, volltönige Stimme.

Vous savez l'heure? Waiblinger hob den Kopf, und ihn schwindelte, er blickte den Frager starr an, endlich machte er ein Zeichen der Verneinung. Der Mann, als habe er Antwort kaum erwartet, nahm das Paddel heraus und überließ das Boot der Strömung, die Erscheinung glitt rasch ab. Sonderbar gestört sank Waiblinger zurück, er spürte die leblose Wärme der Kiesel auf seiner Wange, und dann plötzlich fröstelte ihn. Da wurde er hellwach, stand auf und kleidete sich an. Jetzt auf dem Rückweg tat ihm der Sand wohl, der seine Sohlen heizte. Während er die glatten Eisensprossen aufwärts klomm und sich in den Gestängen drehte, sagte er vor sich hin, mehrmals, gedankenlos, wie eine Sprechübung: *Vous savez l'heure?* Dann verstummte er erschrokken.

Das Abendessen war vorüber. Er bekam im Saal nachserviert und saß dort allein, als gleich ihm verspätet eine Gesellschaft einfiel. Waiblinger sah zu: zwei vollbepackte Mietautos, aus denen sich draußen der Schwarm entwickelte und noch eine Weile die Fahrzeuge umstand, bis die Fahrer entlohnt waren. Nun klappten die Flügel der Glastür, und zwischen den weißen Tischen schob sich die Masse von Schwarz vor, aus dem Hände und Gesichter braunrosig blühten und ein weißes Tuch winkte, ein paar Blumen brannten. Alle stellten sich in der Mitte des Raums an drei Tische, welche die Bedienerin und der schleunig gerufene Hausknecht aneinanderschoben. Schon war Platz genommen, man sah sich um und ließ sich selbst sehen, das Schauspiel konnte beginnen. Waiblinger aß und trank langsam daneben, es unterhielt ihn. Offenbar handelte es sich um eine weitläufige Familie, vielleicht um zwei verschwägerte, und sie mochten alle zusammen auf der Rückkehr von einem Familienanlaß begriffen sein, vielleicht einem Begräbnis, das keinem sehr nahe zu gehen brauchte. Schwarz trugen

alle, doch nun, wie sie saßen, wurden sie ausgelassen, als hätten si lange genug wider Willen zurückhalten müssen. Das Essen wurd beraten, man stritt, lachte und zierte sich unter lebhaftesten Mienen und noch immer stand da und dort eines auf, um jemanden aufzu suchen oder den Platz zu tauschen, bis sich die Behaglichkeit ausbrei tete, mit der das Mahl erwartet wurde. Bei alledem blieb den Gästen so viel sie sprudelten, eine gewisse rechtliche Würde, die das Gezie mende achtet, sie hatten etwas Ländliches, waren eingesessen, Bewoh ner von Häusern, sie konnten Pächtersleute oder mittlere Gutsbesitzer sein. Nun sahen sie dem Aufmarsch der Mahlzeit zu mit der Mien von Leuten, die etwas Solides erwarten für das Geld, das sie anlegen wollen; und die Körbe voll Brot marschierten auf, die blütenweißen Mundtücher, die Wein- und Wasserkaraffen, die Gurken, Tomaten und gesalzenen Fische, gelbe Butter und schwarze Oliven dazu.

Ein großes braunhaariges Mädchen fiel Waiblinger auf, dem er jetzt nachdem einer der Tischgenossen gerückt war, voll ins Gesicht sah das Gesicht war kindlich, kräftig, noch unbeschrieben, es kam ihm bekannt vor, was war das für ein Gesicht? Alle seine Müdigkeit schützte ihn nicht, ungereimte, ziellose Sehnsucht fiel ihn wieder an als wäre das Gesicht ihm vertraut und er versäume es nun, versäume es wie in den Träumen, in denen wir die Anrede nicht finden können Das Mädchen aber kümmerte sich um ihn nicht, er fiel ihr nicht auf sie hatte auch viel zu tun mit Ausrufen, Gegenwehr und Hinausgeben denn offenbar war sie Schoßkind und *enfant terrible* dieser Runde zu gleich. Ihre Hände regten sich, um eine Schüssel weiterzureichen lange, gut geformte Hände, die mehr zu wissen schienen als ihr Ge sicht und die zärtlich zulangten und selber Zärtlichkeit begehrten: so hob sie die Hände und hob die braunen Arme aus ihrem schwarzen Kleid. Sie war noch hölzern, zaghaft und ungestüm, sie stieß an etwas als sie sich am Tisch wandte, warf etwas um, das Waiblinger nicht er kennen konnte, und wieder erhob sich Gelächter, eine Frau rief atem holend: *c'est une vraie gigue*. – Draußen war inzwischen völlige Nacht und auf der *Place d'armes* zog eine Kompanie auf. Alles war aufgestan den und lief zu den Fenstern. Es waren farbige Schützen; die Lampen brannten, um die Schwärme von Faltern zappelten, die Lampen war fen ihren Schein herunter, der Marsch wogte, rote Mützen, Schnüre Tressen, das Weiß eines Auges, aus dunklem Antlitz herübergewandt

lazu überhell die hohen tänzelnden Rufe der Clairons. Am Fenster las Mädchen, es war an das äußerste Fenster gelaufen und stand dort llein, groß in ihrem Kleid, stand und hatte ihre Hand gegen das Glas er Scheibe gelegt in einer kindlichen, selbstvergessenen Gebärde. Die Hand lag leicht, zart gebreitet, die Hand, die nach Zärtlichkeit verangte; wessen Hand? Wen versäume ich, wer ist es? dachte Waiblin-er noch einmal. Da fiel ihm Ersabet Loy ein, oh ja, ihre Hand war s, und dieses Mädchen erinnerte an sie, nicht eben mit bestürzender Ähnlichkeit, aber so, wie eine jüngere Schwester an die Geliebte er-nnern kann. Ich habe es versäumt, dachte er, und kann jetzt nicht nehr darum trauern. Und zugleich, indem er schwankte vor Müdig-eit und die Musik draußen schwächer lärmte, geschah ihm das erste-nal etwas, das er nie kennengelernt hatte in allen den Ländern, deren Knecht er geworden war: Heimweh überfiel ihn wie Regen an einem taubigen Straßenrand.

*

Vous savez l'heure? In jener gleichen Nacht brachten sie Henne Rauguth zu Boden. Ein paar hundert Kilometer weiter kämpfte Henne Rauguth in jener Nacht um sein Leben und verlor. Denn ensse war kein Schwätzer, das mußte sich eines Tages erweisen oder n einer Nacht, wie man will; die Nacht bringt mancherlei Vorzüge ür dergleichen Erledigungen. Wem der Kopf nach der Macht steht, er will nicht teilen, er will sie ganz, und Sensse hatte nicht umsonst vissen lassen, daß er hier für seine Farbe den Platz halte und daß, wo in Hirsch stehe, für den zweiten und schwächern kein Aufkommen ei. Unerwartete Wendungen für einen Theoretiker, der eine Partei-chule besucht hatte und der in eine Fabrik ging, aber Sensse kam doch och vom Lande und liebte es, sich waidmännisch auszudrücken. Henne also kam ziemlich spät vom Eichholz herabgestiegen, einem Wirtschaftsbetrieb für Spaziergänger, wo er mit einem Mädchen zu-ammen gesessen hatte. Das war nun nicht gut für ihn, denn wer sich ingespannt hat, kann schlecht frei nehmen, oder er tut es nicht un-estraft. Besser wäre für ihn gewesen, zum Beispiel aus einer Versamm-ung zu kommen, aus der man in Haufen davongeht und Angriffe bweisen kann. So aber ging er jetzt allein, es kühlte an jenem Abend uch dort nicht ab, der Himmel stand zugezogen.

Als er die erste erleuchtete Straße erreichte, bemerkte er vor s
einen unbekannten Fußgänger, der ging auf einmal da und blieb v
ihm und war vorher nicht dagewesen. Henne wurde sogleich m
trauisch, er überlegte schnell, sollte er stehenbleiben oder irgendw
hin ins Dunkel ausbiegen, aber da hatten sich schon hinter ihn zw
andere gesetzt, die ihn trieben. Noch geschah nichts, die Schri
wanderten alle zusammen. Nicht lange, so ging auch drüben auf d
jenseitigen Straßenbord ein Mensch mit, verfluchte Eintracht, tr
kenes, steifes Gehen, voll Unheil, voll Tod, obwohl niemand, den
nichts anging, davon hätte etwas bemerken können.

Ich will das Café Notwehr abwarten, dachte sich Henne, dem
Schweiß austrat, ein sanfter, perfider Schweiß, der dann komm
wenn der Körper weiß, es wird diesmal nicht gut ausgehen. Das C
Notwehr, dachte er, nahm sich zusammen und sah auch, daß dort
Fenster noch glänzte. Ich drehe scharf ab und gehe dort hinein, u
dann findet sich alles andere. Aber als sie das Haus erreichten, da ha
nur ein niedergelassener Rolladen gespiegelt, der das Licht der Straße
laterne fing, sonst lag das Haus tot und stumm. Jetzt konnte er ni
mehr lange warten, und zum Glück waren die Anwesen hier herum ih
ziemlich bekannt. An einer Häuserlücke, wo ein Baum quoll, wan
er sich schnell, drückte sich an die Mauer und lief mit ein paar groß
Sätzen, auf einem Grasstreifen fast geräuschlos, von der Straße fo
flog über den dunklen Hof einer Küferei, kreuzte zwischen d
Schichthölzern, tappte weiter und geriet in den rückwärtigen Garte
da kam durch das Laub schon wieder schwacher Lichtschimmer v
dem Akazienweg längs dem vormaligen Stadtgraben. Raugu
stand eine ganze Zeit still, atmete rasch und öffnete dabei den Mun
damit sein Atem weniger hörbar würde, er horchte, ob wo ein Hu
anschlüge, ob ein Schritt ihm folge, aber kein Laut kam ihm na
Immer noch ging sein Atem schnell und wollte sich nicht beruhige
Er preßte die Lippen aufeinender, schluckte trocken und flüsterte, i
dem er sich umsah: Zinnien, rote Zinnien an dem ganzen Weg hi
auf. Und plötzlich, wie er jetzt so im Frieden stand und lausch
wurde ihm ganz gewiß, daß er sterben müsse. Sterben, das war ih
nie so deutlich gewesen. Man mußte tun wie Waiblinger, der ke
Haus mehr haben wollte, oder man mußte Partei nehmen; Par
nehmen, das war nur angenehm und von Vorteil, wenn eine Par

chon obenauf war, wenn nicht, so war es unangenehm und leicht ödlich; tödlich dann, wenn man sich aussetzte. Aussetzen macht paß, aber steht man dann unversehens nachts in einem fremden Garen, aus dem es keinen Ausweg mehr gibt, so macht es keinen Spaß nehr, und dann sagt das Herz dumm und feig: hättest du, hättest du icht, hättest du. Rote Zinnien, ein heftiges Rot, selbst in der Nacht, venn nur ein wenig Licht durchs Gebüsch sickert, rot. Es roch nach ichenholz, streng, und nach Fässern. Der Wein ist gar, der Buchs rünt. Buchs ist für Kränze gut. Rauguth stand hinter einem Buchsaum, der auf altmodische Weise verschnitten war, der Schatten eckte ihn, das bürstige kühle Laub rührte an sein Gesicht, er dachte: vie der Buchs riecht. Buchs riecht nach Schweiß, unangenehm, nach ner sonderbaren Art von Schweiß. Man könnte sagen, Buchs riecht ach toten Leuten. Und dabei hast du ein Mädchen gehabt. Ach was, afür kannst du dir nichts kaufen. Wenn du sterben sollst, hat ein Mädchen nicht den geringsten Wert mehr. Draußen ist Sensse, und ensse, der legt dich um. Lieber Gott, warum läßt du nicht Zeiten ommen, in denen man leben kann, wie ein Mensch leben möchte. ür eine Mitgliedskarte, für ein Papier sterben?

Aber nach einiger Zeit hatte er sich wieder gefangen, und da nach vie vor sich nichts rührte, so sagte er zu sich: Mach dich nicht lächerch. Willst du hier auf dem Gartenweg übernachten, weil du die losen voll hast? Sensse? Sensse, der kriegt mich noch lange nicht. Langm, vorsichtig bewegte er sich auf die Randhecke zu und spähte hiner. Alles lag still und regungslos, da drückte er sich durch die Hecke. s rauschte, und sogleich hielt er sich wieder still und horchte lange. ann machte er ein paar schnelle Schritte, nur mit den Sohlen auftend. Aber wie er nun so vorankam, sah er etwas Häßliches. Den anzen Weg entlang brannten die Gaslaternen, und unter jeder Laerne war der Weg von dunklen Flecken getupft. Rauguth bemerkte, aß es Feldgrillen waren, die der künstliche kraftlose Schein anzog, so aß sie ohne Zahl aus dem staubigen Gras heraufkrochen. Was wolln die Tiere? Sie lagen besudelt, zerquetscht, zertrampelt, sie färbten en Weg und regten sich verstümmelt, aber immer neue bewegten ch aus dem Dunkel herzu, immer mehr waren es, die herankrochen, nd Rauguth umging die Stellen, der Staub stank, ein Grauen kam m wieder, und er ging und lief.

Nach einigen Gartenlängen sank der Weg ab, hier überquerte ei eiserner Steg die Rinne des alten Grabens. Seltsamerweise fiel es den wachsamen Rauguth nicht auf, daß eben hier am Einstieg kein Lich brannte. Es waren jene veralteten Gaslampen, bei denen ein derb Tritt gegen den Ständer genügte, um sie zu löschen. Der Steg lag dun kel, und schon schwangen und grillten die Eisenplanken unter ihm als er merkte, daß am Rande drüben Bewegung aufkam; zugleic schurrten Tritte von hinten. Rauguth besann sich nicht, er packte di Geländer, hockte darüber und ließ sich fallen. Er fiel hart auf Hänc und Kniee, und Morast spritzte um ihn auf, er stand, strauchelte un fing dann halb betäubt an zu laufen, indem er mit dem Ärmel de Dreck aus dem Gesicht wischte. Er kam sehr schlecht voran, dort in Grund war es wüst, ein schwarzes Gelände, das als Abfüllplatz benut wurde. Unter ihm schmatzte und zog es, verrottetes Blech brac kreischend und ließ ihn taumeln. Niemand setzte ihm hier unten nac auch kein Wort wurde gehört, nur stöhnender Atem hier und dor Knicken von Ästen und Tappen in den Akazien rechts und links. Ra guth war verloren, sie würden ihn nicht entkommen lassen, dennoc gab er sich noch nicht auf. Geradeaus endete der Graben auf ein weiten, noch wüsten Fläche, wo Erdbewegungen im Gange ware denn städtische Bauten sollten sich hier erheben. Rauguth duck sich, hier war ein Gewirre von Gräben und Aufschüttungen, aber g radeaus, nun keine dreihundert Schritt mehr, zog erhöht die Um gehungsstraße, die war auch nachts von Wagen belebt, er sah Licht vorbeiziehen, friedliche, eilige, beschäftigte Lichter, deren eines sic erbarmen konnte; aber herunter in die Todesmulde fiel kein Schei Das Treiben zog sich zusammen, und bald hatten sie ihn.

In der Regel ist es nicht wahr, daß einer in solchen Augenblick noch etwas denkt. Vorher denkt er vielleicht lange und viel, jetzt den er nicht, denn wenn er jetzt denkt, so heißt das, er gibt zu, daß es a ist, und es soll nicht aus sein. Er hörte sie näher tappen, Stimmen kein und er versuchte es noch mit einigen Sprüngen hin und her. Zu e kennen war niemand, weder Laut noch Gesicht, und da erst tat er d letzte Unnütze, was er für sein Leben tun konnte; er schrie. Aber trafen die Stiefel in sein Gesicht, denn er lag schon.

Am Morgen belebte sich die Baustelle. Der große Bagger fraß a dem Grund seine ersten Bissen und drehte sich ächzend. Die Bür

chwebte einen Augenblick über dem Lorenzug, in den ein paar erste
Brocken niederprasselten, dann öffneten die Greifbacken sich ganz,
ie Last barst nieder, und bald setzte der kleine Zug sich wackelnd und
uffend in Bewegung. An der Halde neigten sich die Loren und stürz-
en ihre Ladung hangab.

In diesem Augenblick gaben Fußgänger, die zu ihrer Arbeit unter-
vegs waren, vom Steg her Zeichen. Man unterbrach die Arbeit und
ef zusammen; bald war der leblose Körper aus dem Schutt, der ihn
alb deckte, befreit. Der Sachverhalt ist nie völlig geklärt worden,
icht einmal, ob der Tote am Fuß der Halde gelegen hatte oder in einer
er Loren von den Erdmassen erschlagen worden war. Jedenfalls war
er Tod erst kurz vorher eingetreten. Die verbreitetste Deutung –
nd sie setzte sich allmählich durch – war die, daß Rauguth, dessen
koholische Eskapaden man kannte, im Zustand der Trunkenheit in
ner Lore genächtigt habe, wo ihn dann sein Geschick ereilte. Eine
ngute Heiterkeit bemächtigte sich mancher, die das Gerücht ver-
ahmen und weitergaben; und selbst wer den Hergang so nicht für
irklich annehmen wollte, den befriedigte doch die Erfindung. Mit
eugenaussagen war man vorsichtig. Gewisse Anwohner jenes Bau-
eländes gaben untereinander zu, daß sie in der fraglichen Nacht Be-
egungen und wirren Lärm wahrgenommen hatten; und ein Stöh-
en, das sich ein paar Stunden lang unregelmäßig wiederholte, war
on einer kranken Frau, die sich ängstete, gehört worden; die machte
cht, weil sie nicht helfen konnte, und suchte Trost in der Schrift, die
uf ihrem Nachttisch lag; sie horchte den Tönen nach, und ihr Finger
elt ein an der Stelle, wo geschrieben steht: Denn draußen sind die
unde und die Zauberer und die Hurer und die Totschläger und
e Abgöttischen und alle, die liebhaben und tun die Lüge.

LANG ist die Nacht,
lang währt die Schande des Manns,
der nicht sterben kann, lang
vor der Straßenlaterne schwanken
sein nacktes Aug und sein Aug, schnapsatemblind,
und Geruch vom nassen Fleisch einer Blonden
unter den Nägeln, o Gott, lang ist die Nacht.

Mein Haar wird nicht weiß,
denn ich kroch aus dem Schoß von Maschinen,
Rosenrot strich mir Teer auf die Stirn
und die Strähnen, man hatt' ihr
die schneeweiße Schwester erwürgt. Aber ich,
der Häuptling, schritt durch die Stadt
von zehnmalhunderttausend Seelen, und mein Fuß
trat auf die Seelenasseln unterm Lederhimmel, aus dem
zehnmalhunderttausend Friedenspfeifen
hingen, stumm. Engelsruhe
wünscht' ich mir oft
und Jagdgründe, voll
vom ohnmächtigen Geschrei
meiner Freunde.

Mit gespreizten Beinen und Flügeln,
binsenweis stieg die Jugend
über mich, über Jauche, über Jasmin ging's
in die riesigen Nächte mit dem Quadrat-
wurzelgeheimnis, es hauchte die Sage
des Tods stündlich mein Fenster an,
Wolfsmilch gebt mir und schüttet
in meinen Rachen das Lachen
der Alten vor mir, wenn ich in Schlaf
fall über den Folianten,
in den beschämenden Traum,

daß ich nicht taug für Gedanken,
mit Troddeln spiel,
aus denen Schlangen fransen.

Auch unsre Mütter haben
von der Zukunft ihrer Männer geträumt,
sie haben sie mächtig gesehn,
revolutionär und einsam,
doch nach der Andacht im Garten
über das flammende Unkraut gebeugt,
Hand in Hand mit dem geschwätzigen
Kind ihrer Liebe. Mein trauriger Vater,
warum habt ihr damals geschwiegen
und nicht weitergedacht?

Verloren in den Feuerfontänen,
in einer Nacht auf einem Geschütz,
das nicht feuert, verdammt lang
ist die Nacht, unter dem Auswurf
des gelbsüchtigen Monds, seinem galligen
Licht, fegt in der Machttraumspur
über mich (das halt ich nicht ab)
der Schlitten mit der verbrämten
Geschichte hinweg.
Nicht daß ich schlief: erwacht
unter Eisskeletten folgt ich ihr
heimwärts, wand mir Efeu
um Arm und Bein und weißte
mit Sonnenresten die Ruinen.
Ich hielt die hohen Feiertage,
und wenn es gelobt war,
kam erst das Brot.

In einer großspurigen Zeit
muß man rascher von einem Licht
ins andre gehen, von einem Land
ins andre, unterm Regenbogen,

die Zirkelspitze im Herzen,
zum Radius genommen die Nacht.
Weit offen. Von den Bergen
sieht man Seen, in den Seen
Berge, und im Wolkengestühl
schaukeln die Glocken
der einen Welt. Wessen Welt
zu wissen, ist mir verboten.

An einem Freitag geschah's
– ich fastete um mein Leben,
die Luft troff vom Saft der Zitronen
und die Gräte stak mir im Gaumen –
da löst' ich aus dem entfalteten Fisch
einen Ring, der, ausgeworfen
bei meiner Geburt, in den Strom
der Nacht fiel und versank.
Ich warf ihn zurück in die Nacht.

O hätt ich nicht Todesfurcht!
Hätt ich das Wort,
(verfehlt ichs nicht),
hätt ich nicht Disteln im Herz,
(schlüg ich die Sonne aus),
hätt ich nicht Gier im Mund,
(tränk ich das wilde Wasser nicht),
schlüg ich die Wimper nicht auf,
(hätt ich die Schnur nicht gesehn).
Ziehn sie den Himmel fort?
Trüg mich die Erde nicht,
läg ich schon lange still,
läg ich schon lang, wo die Nacht
mit schwarzen Nüstern mich wittert
und sich auf den nächsten Griff
ihrer schlingernden Arme besinnt.

ARL KORN · BUCHKRITIK IN DER TAGESZEITUNG

N sogenannten literarischen Kreisen gilt es als ausgemacht, daß der Zustand der Buchkritik in den Tageszeitungen heute jämmerlich schlecht sei. Es liegt mir als dem für den literarischen Teil einer deuthen *Tageszeitung* verantwortlichen Redakteur nichts ferner als eine bwehr solcher Vorwürfe in eigener Sache oder eine entschuldigende klärung, oder, was manche vielleicht erwarten, eine reuige Selbstklage. Obwohl meine Erinnerungen an die Zeit vor 1933 blaß sind d meine eigenen Erfahrungen als literarischer Redakteur erst von 34 an datieren, bin ich gern bereit zu glauben, daß Zeitungen eines stimmten Typs früher einmal eine umfassendere, raschere und funertere Buchkritik besaßen als wir heute. Freilich scheint mir dies ner gelegentlichen Untersuchung wert. Wenn ich mitunter einmal f alte Waschzettel mit Zitaten aus Kritiken jener vielgerühmten eit stoße, dann wird der schöne Aberglaube manchmal leicht erhüttert.

Doch bleiben wir bei unsrer Gegenwart. Zuweilen bekommt der itungsmann direkt oder auch auf Umwegen die Entrüstung von hriftstellern zu hören, daß die Zeitung als kritisches literarisches rgan katastrophal versage. Solches ist auf Tagungen von Autorenreinen und Akademien geäußert worden. Verwunderlich an der che ist, daß es auf der Autorenseite noch Leute gibt, die so tun, als stünden die alten durch Zulassungen und Mitgliederlisten genau gegrenzten Schrifttumskader unseligen Andenkens noch, wonach ner entweder ein Kritiker oder ein »schaffender« Schriftsteller war. lche Anschauungen entbehren, zumal wenn sie mit Anklagen vernden werden, nicht einer gewissen Komik. Gibt es denn so etwas e eine reinliche Gruppentrennung: hier Dichter und Schriftsteller, rt Kritiker, letztere womöglich noch nach Zeitungs- und Zeitriftenkritikern säuberlich geschieden? Die ganze Debatte ist hoffngslos steril, wenn Literatur und Kritik nicht als Einheit gesehen er wenn Kritik nicht als ein integrierender Bestandteil von Litera- überhaupt angesehen wird. Dies muß für jede Art von Kritik gel-, mag sie nun in der zweifelhaften geschmäcklerischen Form der

Magazinplauderei oder in der ernsthaften Analyse und Interpretation des Zeitschriftenessais auftreten. Kritik ist insofern selbst Literatur, als sie die Selbstreflexion von Literatur ist, was natürlich nicht heißen soll, daß dieser Prozeß nicht mit verteilten Rollen vollzogen werden könnte.

Aus der Einheit von Literatur und Kritik folgt, daß Aussagen über den Zustand der Kritik nicht vom Zustand der Literatur absehen können. Wer sich zu einem Teilproblem wie dem der Kritik in den Zeitungen äußert, der kommt nicht daran vorbei, zugleich von der Literatur zu sprechen. Ich bin der Meinung, daß ein gewisses Nachlassen des kritischen Elans seine Entsprechungen in manchen Produktionen hat, die uns die Buchverlage mit stolz vorgewiesenen Herstellungs- und Umsatzziffern alljährlich auf der Frankfurter Buchmesse bescheren. Der mehr oder weniger salopp hingeschriebenen Pseudokritik entspricht das unter Termindruck und mit unverhülltem Schielen nach dem auflagensicheren Effekt verfertigte Buch.

Wieviel von den Tausenden neuer Titel, die das jährliche Produktionsprogramm unsrer Verlage ausweist, kann denn schon als Literatur im genauen Sinne des Wortes gelten? Wieviel aber wird tatsächlich als Literatur ausgegeben und gilt auf Grund unausgesprochener Konvention als solche? Die Begriffsverwirrung ist groß. Wollte man entgegnen, daß es ja gerade die Aufgabe der Kritik sei, zu unterscheiden, so muß dazu gesagt werden, daß es keine Kritiker mit durchschlagendem Erfolg geben kann, solange gewisse Literatenklüngel und -cliquen mit Erfolg einander so abdecken, daß einer den andern als den schöpferischen Dichter befeiert und ein maßstab- und ahnungsloses, weil traditionsloses Publikum mit Tricks erfolgreich an der Nase herumführt. Die Polemiken gegen die Kritiker sind nicht selten dem Versuch entsprungen, unbequeme Entlarver des Unwerts gewisser Bücher mit dem Vorwurf zu erledigen, diese Kritiker hätten kein Niveau.

Wie es im Felde der literarischen Produktion vielfach an jenem Geist der Besessenheit, der Unbedingtheit und Kompromißlosigkeit fehlt, genau so sieht es vielfach im Felde der Kritik aus. Man erklärt zum Beispiel das Fehlen einer neuen deutschen Dramatik damit, daß man vom Dramenschreiben nicht leben könne. Darum seien die Autoren, deren Gabe die der szenischen Vergegenwärtigung und des

Dialogs ist, fast durchweg zum Rundfunk abgewandert. In der Tat, jeder, der sich auch nur ein wenig mit diesen Dingen beschäftigt, wird in der Lage sein, eine ganze Reihe von Hörspielautoren zu nennen, die für die Bühnen als Autoren ausfallen. Es wäre töricht, deswegen Vorwürfe zu erheben. Und es ist durchaus denkbar, daß dieser und jener Autor nicht aus Gründen der Zweckmäßigkeit, sondern aus innerer Nötigung sich heute vorzugsweise des Radios als seines und der Epoche Ausdrucksmittels bedient. Ähnlich aber, wie ganze Bereiche der Worterfindung aus den traditionellen literarischen Ausdrucksmitteln und -formen ausbrechen, geht es in der Kritik zu. Viele, die früher Kritiken geschrieben hätten, laufen dem zeitraubenden, mühseligen und, was den äußern Erfolg angeht, wenig lohnenden Geschäft der Kritik davon. Vor fünfzig und vor dreißig Jahren gab es noch nicht die Gattung des Tatsachenberichts und noch weniger die Form des Feature. Auch die Marlitt wollte noch Literatur sein. Was sollen heute angesichts weiter Bezirke des Buchmarkts, die von Marek bis zum Literatur- und Schlankheitsbrevier für junge Damen reichen, noch literarische Maßstäbe? Der Betrieb will es, daß Buch gleich Buch angesehen wird und Rezension neben Rezension steht. Das Geschäft des Rezensenten ist vielfach ein ganz anderes geworden. Er erhält heute einen Roman des Vorzeitmenschen, der nichts anderes als camouflierte Paläontologie ist, anzuzeigen, und morgen einen Schmöker über die Entdeckung des afrikanischen Kontinents durch die Kolonilisatoren. Die Aufgabe wäre eigentlich von Fachwissenschaftlern zu leisten, welche zu prüfen hätten, ob die Kompilation, die unter der pseudoliterarischen Soße steckt, wissenschaftlich hieb- und stichfest ist. Unsere Gelehrten denken aber meist nicht daran, sich solchen undankbaren Aufgaben zu unterziehen, da sie wie jedermann heute keine Zeit haben. Die in gewissem Sinne, nämlich im Sinne bürgerlicher Normalität, immer fragwürdigen Existenzen der freien, halbfreien oder auch angestellten reinen Berufsschreiber werden, wie der Markt es mit sich bringt, bald mit unliterarischen, bald mit pseudoliterarischen, bald mit im Wortsinn literarischen Büchern konfrontiert und befaßt. Die Vermassung macht vor der Literatur nicht halt. Und angesichts dieses ebenso oft zitierten wie nie gebannten Ungeheuers fliehen die einen, weil sie klug genug sind, sich selbst retten zu wollen, und die andern erledigen ihr Pensum schlecht und recht – das

heißt mit dem uneingestandenen Wissen, daß sie Sisyphus sind und de Strom nicht zu steuern vermögen. Sie machen Schwimmbewegung und halten sich solange über Wasser, als sie Kraft haben.

Die Zeitung, deren Leserschaft jedermann ist, hat unter der Ve wässerung des Begriffs und der Wirklichkeit Literatur besonders leiden. Von uns erwartet man und hat man schon immer eine allg meine, möglichst rasche und umfassende Orientierung über die Ne erscheinungen erwartet. Wenn nun bei gleichzeitigem Steigen d Titel die Literatur immer schwächer auf der Brust wird, dann spiege sich dieser Zustand am stärksten in der Tageszeitung, weil sie ja ihre Wesen nach Spiegel des im breitesten Sinne Vorhandenen ist.

Nicht nur die Literatur, auch das Bücher konsumierende Publiku zeigt heute selbstverständlich alle Zeichen der Vermassung, wenn m hier diese abgebrauchte Vokabel als Hilfsmittel rascher Verständigun gestattet ist. Wie es keine tonangebenden Schichten, keine echte literarischen Gruppen und Sezessionen und infolgedessen auch nic mehr unbestritten das gibt, was als Literatur im Sinne gesellschaftlic sanktionierter Geschmacksvorstellungen zu gelten hat, so herrsc auch auf seiten der Leser Anonymität. Der Autor produziert ins U bekannte hinein, der Kritiker bespricht ins Unbekannte.

Da muß es konsequenterweise die erste Aufgabe des literarische Buchkritikers in der Tageszeitung sein, Breschen und Schneisen i den Dschungel der Titel zu schlagen. Der Auftrag, dies zu tun, wi oft nicht einmal von der Zeitung selbst, zum mindesten nicht von d kaufmännischen Leitung des Verlags erteilt. Teils aus Tradition, te aus spontanem Bedürfnis der Redakteure des kulturellen Teils wi Buchkritik als ein mehr oder weniger schmales, mehr oder wenig regelmäßiges redaktionelles Geschäft betrieben. Wenn vielfach m Recht über die kraß kommerzielle Einstellung des Zeitungsverla zur Buchkritik geklagt wird, so darf doch auch nicht unerwähnt ble ben, daß manche Buchverlage ihr Bemühen um einen billigen Wasch zettel vor allem vor Weihnachten allzu wenig verbergen. Immerhi haben sich nicht nur Zeitungen mit größerer Verbreitung und eine gewissen geistigen Gesamtanspruch, sondern auch mehr regional ge bundene Blätter im Laufe der Jahre langsam und mühsam wieder daz entschlossen, der Buchkritik einigen Raum im Feuilleton zu gebe Daß ein solches nicht regelmäßig erscheinendes Literaturblatt all

Mängel seiner zufälligen Entstehung in der Buchauswahl und im Niveau der Kritiken an sich trägt, ist nur zu erklärlich.

Doch halten wir uns an die Zeitungen, die wieder ein regelmäßiges Literaturblatt herausbringen! Ich habe als die erste Aufgabe die der Orientierung genannt. Der Umfang der besprochenen Bücher entspricht dem eines Großstadtsortiments. Es ist also nicht nur Belletristik zu besprechen, sondern auch Wissenschaft und Populärwissenschaft, soweit die nicht ausdrücklich fachlichen Charakter hat. Schon diese kritische Orientierungsarbeit stößt heute auf Schwierigkeiten, die es früher nicht gab. Die Sachgebiete des Buchs sind vielfältiger und spezialistischer geworden. Gleichzeitig sind nicht nur die verfügbaren Fach- und Sachkenner an Zahl geringer geworden. Auch der Elan oder die Leidenschaft für das Buch wurde unter denen, die früher den Rezensentenstab einer großen Zeitung bildeten, geringer. So ist es nach meiner Erfahrung fast unmöglich geworden, zu historischen Publikationen von allgemeinerem Interesse Fachhistoriker als Buchkritiker in der Zeitung zu bekommen. Entweder haben die Herren die Zeitkrankheit, keine Zeit zu haben, oder sie lehnen es ab, der Zeitung als einem nichtfachlichen Organ Rechnung zu tragen – oder sie können nicht schreiben. Durch das Fehlen des großen Sammel- und Umschlagplatzes Berlin, wo früher einmal die Geister sich nicht nur rieben, sondern auch trafen und austauschten, ist die Vergabe von Buchkritiken durch eine Redaktion heute zu einem umständlichen Versandgeschäft oft in entlegene Nester geworden. Die Rezensenten sind viel seltener in direktem Kontakt mit den literarischen Redakteuren – und so ist es schwerer als früher, einem Literaturblatt, das aus so vielen Temperamenten und Mentalitäten gemischt ist, wie es Bücher und Kritiker gibt, das zu geben, was man ein Gesicht nennt. Auch sind Rundfunkarbeiten in dem Genre des Feature für den Rezensenten meist materiell viel ergiebiger als Buchreferate, die nach Zeilen bezahlt werden und meist die aufgewandte Arbeitszeit freier Schriftstellerexistenzen nicht im geringsten entlohnen.

Diese und verwandte Feststellungen werden hier nicht gemacht, um zu lamentieren. Es soll auch nicht behauptet werden, daß die erste Aufgabe der Buchkritik, die ich genannt habe, die Orientierung, nicht zu vollbringen wäre. Wenn wir in den Redaktionen stetig dabei bleiben können, wieder langsam einen Stamm von Vertrauenskritikern

zu sammeln, dann wird das Literaturblatt in wachsendem Maße sei
Sichtungsaufgabe erfüllen können – trotz Vermassung. Mit der Sic
tung ist die Aussonderung des Uninteressanten verbunden. Der Buc
kritiker ist in einer Epoche der mehr und mehr fehlenden Salons, d
fehlenden Literatencafés und -clubs der Mann, der die Öffentlichke
des Buches überhaupt herstellt. Darum muß das Buchreferat imm
auch ein Inhaltsreferat sein. Rezepte dafür gibt es nicht. Ich kann m
keine Kritik denken, die nicht wenigstens in nuce eine Interpretatio
wäre. Bücher unterrichtenden Charakters sind auf ihre sachliche Hie
und Stichfestigkeit zu untersuchen. Ihr literarischer Wert kommt er
in zweiter Linie. Es ist denkbar, daß in der Tageszeitung ein Buc
ohne schriftstellerische Qualitäten dank dem sachlichen Wert a
Quelle der Unterrichtung doch ein positives Werturteil erhält.

Wie aber steht es mit der im eigentlichen Sinne literarischen Kriti
in den Tageszeitungen? Fehlt es an Maßstäben? Versagen die Kritike
vor den Formproblemen?

Ich glaube, daß der Buchkritiker der Tageszeitung in unserer Situa-
tion die durch das totale Fehlen von literarischen Schulen, sanktio-
nierten Geschmacksnormen und Formprinzipien charakterisiert is
mit Recht ganz anders verfährt, als literarische Schulmeister es vo
ihm verlangen. Die Kritik der Zeitung ist Spontankritik, Gesprächs-
eröffnung. Sie ist nicht nach Rezepten fabrizierbar, sondern ihrem
Wesen nach Aussage oder besser Antwort. Das neue Buch wird i
einem ganzheitlichen Prozeß erfaßt und vom Kritiker beantwortet. Di
entscheidende Kategorie ist dabei die der Echtheit, nicht natürlich de
Echtheit der guten Gefühle, mit denen man bekanntlich gute Literatu
weder macht noch mißt, sondern die Echtheit seiner ganzen Gestalt, da
heißt von Wort und Sinn. Echt ist, was im Zeit- oder Epochensinn liegt
Ich meine natürlich nicht billige Aktualität, meine auch nicht forcierte
Modernismus. Die scheinbar unzeitgemäße Aussage eines Buches kan
starken Epochensinn haben. Gerade weil der Zeitungskritiker der erst
ist, der überhaupt eine Aussage macht, sollte er das Recht haben, sub-
jektiv zu sein. Subjektiv natürlich nicht im Sinne der Willkür, sonder
im Sinne des schöpferischen Prozesses, der mit dem Buch noch nich
abgeschlossen ist. Unverbindliches scheinkritisches Geschwätz mu
unter allen Umständen vermieden werden. Dawider ist zunächst di
Forderung der Interpretation oder des Inhaltsreferats gut. Zum ander

st eine Kritik, die im angedeuteten Sinne »antwortet«, dann verbind-ich, wenn die Echtheit oder Unechtheit eines Buches mit Aufweisen ormaler Qualität nachgewiesen wird. Natürlich sind Ethos und Form ur theoretisch zu scheiden. Wenn ich Böll für seinen jüngsten Roman escheinige, daß das Buch an epischer Breite und damit an Realitäts-olumen gewonnen habe, so kann ich im Vergleich zu dem vorange-angenen »Und sagte kein einziges Wort« oder auch im Vergleich mit ndern Autoren einen Verlust an Melodie feststellen und schließlich zu inem Resultat kommen, das die Echtheit sozusagen gradweise bemißt. ch kann Hesses »Glasperlenspiel« vielfach einkreisen, indem ich es als etzten großen Abschluß der Ahnenreihe sehe, die mit dem Wilhelm Meister begann. Ich kann den Epochensinn des Glasperlenspiels als eine Allegorie des Spielcharakters europäischer Kultur überhaupt beschrei-en. Die Analyse einzelner Merkmale bis zum Satz hin, zur Wortwahl nd -fügung kann schon aus Gründen des verfügbaren Raums in der Zeitung nur andeutungsweise gegeben werden. Das war auch in der Zeit vor den großen geistigen Traditionsbrüchen nicht anders.

Es muß freilich mit Deutlichkeit ausgesprochen werden, daß Kritik ur dann einen Sinn hat, wenn ihre Aussagen verbindlich sind. Auch ie rasch konzipierte und formulierte Zeitungsbuchkritik kann weder nit Schablonen noch mit stimmungshaften Umschreibungen arbei-en. Da die Buchkritiker der Zeitung die ersten sind, die sich über-aupt äußern und da man von ihnen rasche Reaktionen erwartet, nüßten sie konsequenterweise die gebildetsten, erfahrensten und ur-eilssichersten aller Kritiker sein. Denn nur der kann intuitiv sofort das Wesentliche eines neuen Buches erfassen und nur der in Andeutungen nd mit ein paar Hinweisen auch die formale Seite wenigstens anrei-en und treffen, der sich zuvor in regelrechten literarischen Analysen ersucht und erprobt hat. Die Feuilletonaspiranten, die sich auf Re-aktionen einstellen und als erste Talentprobe einen Rezensionsauf-rag erbitten – da es hierbei ja nicht so darauf ankomme –, die nichts-nd vielsagenden Gefälligkeitsbesprechungen von Auchschriftstellern, egen die sich jeder Redakteur zu wehren hat, beweisen, wie die Dinge vielfach im argen liegen.

Die Buchkritik ist nicht Handwerksberatung für die Bücherschrei-er. Wenn ich ihre Funktion in der Zeitung als die Eröffnung des Ge-prächs bezeichnet habe, so hätte ich auch sagen können, daß das Ge-

schäft des Rezensierens Vermittlung sei. Unsere Aufgabe ist, de
Buch das soeben aus der Presse und der Binderei kommt, eine U
welt zu geben und ihm einen Platz darin. In der Zeitung sind de
Buch wie in der weiteren geistig interessierten Öffentlichkeit Ko
kurrenten erwachsen, die vor dreißig Jahren noch schwach ware
Ich nenne nur den Film von Qualität. Viele Energien der Konsume
ten und der Kritiker folgen dieser Konkurrenz. Die Buchkritik ab
hängt von der produzierten Literatur ab. Wenn wir mit materiell
Stetigkeit rechnen können, wird die Buchkritik langsam auch in d
Zeitungen wieder Niveau und Verbindlichkeit erlangen. Die Vorau
setzung ist – daß wir eine Literatur bekommen.

FRIEDRICH SIEBURG · DU SOLLST NICHT TÖTEN

Dichtung und Kritik, – soll damit eine Antithese ausgesproche
oder gar die Frage aufgeworfen werden, ob das eine mehr sei als d
andere? Denn es ist ja durchaus nicht so, daß die Kritik nur einen G
genstand kenne, nämlich die Dichtung. Oft ist diese nur ein Vorwan
um die Gesellschaft zu studieren und zu beurteilen. Noch ehe ma
über diese Zusammenhänge nach Herzenslust grübeln kann, zeigt sic
schon, daß ein Versuch, sich über die Kategorien zu verständigen, seh
schwierig ist, ja das eigentliche Problem bildet. Wenn ich nun behau
ten würde, daß Dichtung und Kritik oft – außer von einem gan
stofflichen Gesichtspunkt aus – gar nicht voneinander zu unterscheide
sind und daß, wenn man um jeden Preis unterscheiden will, die Dich
tung dabei schlecht abschneidet? Die Zeitschrift »AKZENTE« bekenn
daß sie »für Dichtung« da sei. Will sie damit ihr Feld begrenzen od
es im Gegenteil so ausdehnen, daß schließlich die ganze Welt poetisie
ist? Bestrebungen dieser Art haben ihren Sinn, der Begriff der Dich
tung braucht keine Einschränkung zu bilden, sobald er als das eigen
lich durchdringende Element definiert wird, das eine Existenz an sic
darstellt. In diesem Falle würde sie freilich die Kritik einschließen

Kritik ist nicht nur Prüfung und Urteil, sondern auch ein Akt de
Autorität, der sich am Kunstwerk bewährt. Um der Anschaulichke

willen sei die Frage zunächst einmal im kleinen Rahmen der Buchkritik gehalten. Der Leser sucht eine Orientierung in Richtung auf das Lesenswerte: sie wird ihm häufig durch die bloße Angabe des Inhalts zuteil, noch häufiger durch die nur kurz begründete Bürgschaft, die der Kritiker übernimmt. Eine *Zeitschrift* ist in diesem Punkte besser dran als eine Tageszeitung oder gar der Rundfunk, denn aus ihrem Urteil spricht die Geschlossenheit eines Freundeskreises, der sich auf Grund seiner geistigen Affinitäten zur Herausgabe einer Zeitschrift zusammenfindet. Ein gesellschaftlicher Kern steckt also in jeder Zeitschrift und darum auch in jeder Kritik, die in ihrem Rahmen geübt wird. Die Zusammengehörigkeit, die niemals massenhaft sein und den Ehrgeiz haben kann, »breite Schichten« zu berühren, ist für die Kritik bestimmend. Gekränkte Leute nennen das »Clique« und wollen damit zu verstehen geben, daß die Mitglieder sich gegenseitig hochloben. Nun, ich habe gegen den Begriff der Clique wenig einzuwenden, vorausgesetzt, daß sie durch ein geistiges Band zusammengehalten wird. Die »Blätter für die Kunst«, die Stefan George herausgab, stellten auf diesem Gebiete wohl den äußersten Fall dar, weil als Dichtung nur das gültig sein sollte, was in diesen Blättern stand. Wie aufrichtig bedauerte George die Abwendung des jungen Hofmannsthal, weil sie beide »durch Jahre in unserem Schrifttum eine sehr heilsame Diktatur hätten üben können«. Damit war der Gedanke der literarischen Kritik, die ihren Maßstab aus der Zugehörigkeit bezieht, auf die Spitze getrieben. Kein Wunder, daß der bis in die letzten Tiefen seines Geistes gesittete Hofmannsthal nun die Berechtigung seiner Ablehnung doppelt empfand. Aber ebensowenig erstaunlich war es, daß derselbe Hofmannsthal mit seiner Zeitschrift »Neue deutsche Beiträge« scheiterte. Legte er doch eine Bildungsvorstellung zugrunde, die anzuzweifeln gerade Mode geworden war. Was er für ein Ganzes hielt oder halten wollte, wurde der »modernen Bewußtseinslage« angepaßt, also aufgelöst und verstreut. Die völlige Unfähigkeit zum Fanatismus, ohne den es in Deutschland nun einmal nicht geht, besorgte den Rest.

Wie eine Zeitschrift in ihren kritischen Bemühungen sich auch zur Dichtung verhalten mag, sie wird immer von dem ausgehen, was sie auch sonst zusammenhält. Die »Gegenwart«, zu deren Herausgebern ich gehöre, hat, als sie mit literarischer Kritik systematisch begann, nichts weiter getan als ihre Anschauung vom Zusammenleben

der Menschen als einem Ganzen, die sie in politischen und sozia
Fragen praktizierte, auf die Literatur auszudehnen. Das kritische V
halten einer Gruppe gegenüber der Gesetzgebung, der Wirtscha
dem Parlamentarismus und der »Kultur«, die heute ja ein Anhäng
der Mächtegruppen ist, wandte sich auch der Literatur zu, deren soz
logische Tragweite sie auszusprechen nicht verschmähte. Nicht etw
daß die Literatur als eine von vielen Abteilungen betrachtet word
wäre! Es wurde im Gegenteil gewagt, bestimmte Sprachkunstwer
als beziehungslos, als »rein phänomenal« gelten zu lassen und die m
stoffliche Herbeiführung von Aktualität abzulehnen. Aber der Glau
an die »Gesellschaft«, also an das durch Gesittung ermöglichte Zusar
menleben der Menschen, an die Echtheit ihrer Einrichtungen und c
freiwillig zugestandene Heiligkeit der Gesetze, also eine Art von po
tischem Idealismus, auf den zu verzichten bitterer als der Tod wä
hat uns gelehrt, daß die Literatur, wenn sie kritisch betrachtet und s
mit anwendbar, verbindlich gemacht werden soll, nicht aus dem G
samtbereich des öffentlichen Lebens herausgelöst und gesondert b
handelt werden darf, – es sei denn, man wolle sie der Philosophie od
einer falschen Theologie in die Hände fallen lassen. Aus solchen we
gespannten Bemühungen ergibt sich die Autorität, mit der ein Bu
beurteilt wird. Der Leser, der einen Rat erwartet, ist für diese Aut
rität empfänglich. Aber es kommt auf dem kritischen Felde nicht
sehr darauf an, den einzelnen Leser zu beraten, als eine Haltung
vertreten, die als Förderung des Lebendigen und als Ermutigung d
Lebensgefühls empfunden wird.

Der nachgerade skandalöse Provinzialismus der deutschen Liter
tur mit ihrem spärlichen Getröpfel und ihrer altmodischen Gewoh
heit, alles Gewachsene in Gattungen zu ordnen, macht es verständlic
daß Leute, die dieser begrifflichen und sozialen Liebedienerei mü
sind, den Begriff der Dichtung bevorzugen. In ihm weht die Vorste
lung einer größeren menschlichen Freiheit und einer geringeren Ve
strickung in die Unordnung, die wir in den letzten Jahrzehnten ang
richtet haben. Ich fürchte indessen, daß hier eine Selbsttäuschung
wenn auch eine von nobler Art – am Werke ist. Die Macht der alte
Kategorien (wie Lyrik, Epik, Drama) ist in unserem Lande noch we
nig erschüttert. Nicht nur Preisrichter, Kulturreferenten und Stad
verordnete denken noch in diesen Begriffen, nein, die gesamte We

der ästhetischen Assoziationen ist noch von ihnen beeinflußt. So geschieht es denn, daß sich in die Vorstellung von Dichtung ein Wertakzent einschleicht, der weder gewollt noch am Platze ist. Das Gefühl besserer Qualität, sorgfältigerer Kunstanwendung und größerer Schuldlosigkeit verbindet sich mit einem intensiveren Anspruch an die Gesellschaft, die ausdrücklich anerkennen soll, daß sie auch bei bestem Verhalten aus dem Bereich der Dichtung ausgeschlossen ist. Wie soll da noch Kritik möglich sein? Ist der Kritiker, der ja ein Ordner ist, überhaupt noch zuständig?

Gewiß, es bleibt noch das schmale Feld dessen, was Holthusen so bezaubernd als eine »Art von hartnäckiger und liebevoll entbrannter Silbenstecherei« angesprochen hat, nämlich die sprachlich-stilistische Interpretation dichterischer Texte. Aber wir wissen ja alle, wie hoffnungslos schwer es ist, auf diesem schmalen Felde zu bleiben und nicht in die konturenlose Weite eines theologisch bestimmten Symbolismus zu geraten. Novalis hat in seiner berühmten Kritik am »Wilhelm Meister« einige haarsträubende Ketzereien geschrieben und an Goethe eine Neigung festgestellt, »eher etwas Unbedeutendes ganz fertig zu machen, ihm die höchste Politur und Bequemlichkeit zu geben, als eine Welt anzufangen und etwas zu tun, wovon man im voraus wissen kann, daß man es nicht vollkommen ausführen wird«. Nun, dies Entweder-Oder ist der reine Übermut, der freilich ein Körnchen Wahrheit von höchster Anwendbarkeit enthält. Der Neigung der Dichtung, »eine Welt anzufangen«, stelle ich die Pflicht der Literatur entgegen, ihre Sache »ganz fertig« zu machen. Mir scheint, daß die kritischen Bemühungen einer Zeitschrift, also eines auf Lebensordnung und Moralismus bedachten Unternehmens dem Vollendeten, und sei es auch beschränkt, immer den Vorzug vor einer nur »angefangenen Welt« geben werden.

Über die Antithese »Dichtung und Kritik« hinauszukommen, kommt mir schon deshalb so schwer vor, weil das Prinzip nicht sichtbar wird, nach dem sich das eine von dem anderen unterscheiden sollte. Wer begriffe nicht den Wunsch der Freundesgruppe der »Akzente«, sich von schreibenden Existenzen zu unterscheiden, die »reihenweise und gleichgeschaltet« (laut Max Rychner) ihre Lebensgefühle, Befindlichkeiten, Gewohnheiten in der bekannten Art vortragen und die Literatur als etwas Unsoziales oder Abseitiges verleugnen? Aber grade

diese Erscheinungen bestreiten die ordnende Kraft, die in der Literatu liegt, soweit sie sich nicht auf Poesie hinausredet. Fast jeder Kritike der einigen Rang hat und sich um ein Gesamtbild bemüht, übt sei Amt nicht aus, um zu kritisieren, sondern um Dichtung (oder sage wir ein für alle Male Literatur) zu ermöglichen. Daß es sich dabei o um seine eigene Literatur handelt, ist eine Sache für sich.

Immerhin ist es nicht gleichgültig, daß es Schriftsteller gibt, die i der Literatur nicht allein sein wollen und darum durch ihre Kriti einen literarischen Raum, in dem sich leben läßt, erst einmal zu schaffen versuchen. Schreibend allein zu sein, ist nicht jedermanns Sach Sollte es sich am Ende gar herausstellen, daß die Kunst des Schreiben nicht ohne Liebe geübt werden kann? Die kritische Betätigung ist vo einer so hohen Möglichkeit nicht ausgeschlossen. Dabei kann ich freilich keinen Unterschied zwischen einem Stück kritischer Prosa un einem Stück Erzählung erblicken. Selbst der Lyrik ist es kaum erlaub eine Ausnahmestellung für sich zu beanspruchen, – höchstens in den Sinne, daß sie durch ihre Form zu einer höheren Realität gezwunge ist als jede andere Gattung. Im Gedicht entlarvt sich die Mittelmäßigkeit so schnell, daß das soziale Alibi, das unsere Literatur heute übe Wasser hält, gar nicht zur Wirkung kommen kann. Es ist unmöglich zu erzählen, ohne damit schon Kritik zu üben. Der epischen Kunstform, die vor einer gewissen Langatmigkeit nicht zurückschrecken darf, wenn sie sich voll entfalten will, wird in Deutschland stet Fremdartigkeit anhaften, eben weil sie ihrem Wesen nach Kritik ist

Was aber wäre Kritik anderes als eine literarisch geübte Form de Moralismus, eine Haltung also, die uns Deutschen ungemäß ist und in unserem Bewußtsein sogar einen gewissen Gegensatz zur »Kunst bildet. Der moralistische Schriftsteller, der immer auch ein Kritike ist, erregt in unserer Literatur Unbehagen, wenn nicht gar Feindschaft, während ihm selbst fast alles, was heute geschrieben wird höchst unbehaglich vorkommt. Vergeblich sucht er darin nach Ansätzen einer moralischen Natürlichkeit; er entdeckt nur Mühsal und Anstrengung gegenüber den Vorstellungen des Passenden und Heilsamen Der Geist schuldbefleckter Arbeit, Selbstmitleid und ein fataler Genuß der eigenen seelischen Unfreiheit machen sich im Streben deren bemerkbar, die »lieber eine Welt anfangen«, als die schon vorhandene bewohnbar machen. Der Geist wahrer Kritik nimmt bei uns in dem

Maße zu, wie die Gesellschaft sich humanisiert. Wir haben schon heute wieder einige Kritiker, deren moralistische Prosa gleichberechtigt neben den Gegenständen ihrer Untersuchungen steht. Man könnte die Entstehung ihrer Autorität beinahe auf den Tag genau festlegen; sie datiert von dem Zeitpunkt ab, da eine Harmonie des Gemeinwesens wenn auch nicht eintrat, so doch wünschenswert wurde. Die meisten deutschen Schriftsteller haben diesen Einschnitt nicht bemerkt oder seine entlarvende Bedeutung ignoriert. Sie versuchen nach wie vor, für ihre Literatur eine Ausnahmesituation herauszuschlagen, ihre Unfähigkeit durch epochales Überbewußtsein zu ersetzen und ihrer längst fälligen Verwerfung durch den Refrain zu entgehen: »Gerade in unserer Zeit...«

Es erscheint mir unmöglich, eine Spannung zwischen Kritik und Dichtung zu behaupten oder gar glauben zu machen, daß zwischen ihnen ein Wesensunterschied bestünde, in dem Sinne etwa, daß die Kritik die Pflicht habe, der Dichtung zu dienen und sie zu fördern. Ist es wirklich noch nötig, sich mit einer angeblichen Hierarchie der Gattungen auseinanderzusetzen? Man sollte denken, daß Nietzsches schlüssiger Angriff auf die sogenannte Inspiration als Quelle der Dichtung seine endgültige Wirkung getan habe. Zur Not könnte man noch die »Philosophy of Composition« des Dichters Edgar Allan Poe heranziehen, wahrlich eines aus den dunkelhaften Tiefen der Sangbarkeit schöpfenden Dichters, der den »schönen Wahnsinn« der Inspiration mit einer Art von Wut als Unredlichkeit verworfen hat. Es mag einige nicht minder eindrucksvolle Gegenbeispiele geben, so die Art, in der Rilke die Vollendung seiner »Duineser Elegien« beschreibt, aber ich möchte wetten, daß jedes Plädoyer für die Entrückung schnell auf die schiefe Ebene des Theologischen führt, das ein so erleuchteter Kritiker wie E. R. Curtius stets als die Gefahr für die deutschen Deutungen des Dichterischen bezeichnet hat.

Sehr oft macht der Kritiker, den man so gerne zum Bessermachen auffordert, es besser, nicht etwa dadurch, daß er die unvollkommenen Realisationen des Autors, mit dem er sich grade beschäftigt, zu einem vollkommenen Ende bringt, sondern weil seine Kritik besser geschrieben ist als das Buch, auf das sie sich bezieht. Das ist freilich angesichts des notorischen Mangels an Meisterwerken, der heute herrscht, eine sehr bescheidene Genugtuung. Der große Theaterkritiker Alfred Kerr

hat sie in vollen Zügen genossen und daraus einen Gegensatz von »Leben« und »Kunst« konstruiert. Denn auf den Gipfeln seines Selbstgefühls erschien ihm die Steigerung der Lebensstimmung, die er aus seinem Schreiben schöpfte, unendlich wichtiger als die ganze Dramenwelt, der sein Amt galt. Dies Aufbegehren mag in seiner Epoche noch lohnend gewesen sein. Heute würde es nur noch selten ein Objekt finden. Das Lebensgefühl ist ebenso abgesunken wie die Qualität des Geschriebenen. Die berühmte und in der Welt als unbequem empfundene Vitalität des Deutschen ist in der gegenwärtigen Literatur nicht zu finden. Es ist, als ob der Weg der Gestaltung das Bewußtsein vom eigenen, unersetzlichen Dasein verringere, anstatt es zu kräftigen. Aber Schreiben ist nicht Preisgabe des Menschen, sondern seine ständige Errettung. Dies zu bedenken und zu wollen ist die Aufgabe der Kritik. Darin wird sie zur Dichtung.

FRIEDRICH SENGLE
EIN ASPEKT DER LITERARISCHEN WERTUNG

Während in den angelsächsischen Ländern das Problem der literarischen Wertung mit einer erstaunlichen und manchmal erschreckenden Unbefangenheit angepackt wird, besteht in der gegenwärtigen deutschen *Literaturwissenschaft* eine deutliche Abneigung, den verhältnismäßig gesicherten Bereich der ideen- und stilgeschichtlichen Interpretation zu überschreiten. Auch die »immanente Kritik«, die von manchen Forschern zugestanden wird, ist im Grunde nur eine Teilaufgabe des Interpretierens.

Niemand wird bestreiten, daß diese Methode bei Dichtern, deren Rang unumstritten ist, stets empfehlenswert bleiben wird, denn sie verbürgt die Atmosphäre der Ehrfurcht, die das Verständnis großer Leistungen erhöht. Wo aber die Literaturwissenschaft aus der erdrükkenden Fülle des geschichtlichen Erbes auswählen oder wo sie gar ihre Erkenntnisse für das literarische Leben der Gegenwart fruchtbar machen soll, muß sie nach Kriterien suchen, die über die einzelnen Dichter, ja sogar über die einzelnen Epochen hinausgreifen. Verrät nicht

schon die Konzentrierung auf bestimmte Höhepunkte, die gerade in Deutschland üblich ist, daß es literarische Gestalten und Strömungen zu geben scheint, die *in ihrem Ansatz*, nicht erst in der immanent zu wertenden Durchführung dieses Ansatzes minderen Ranges waren? Besteht nicht da, wo man sich weigert, Rechenschaft zu geben, die Gefahr, daß sich Schwerpunkte unkontrolliert verfestigen, mythisch werden und zugleich der nicht ganz einfache, aber mögliche, vor hundert Jahren noch selbstverständliche Kontakt zwischen literarhistorischer und literarkritischer Bemühung versäumt wird? Jeder Literaturwissenschaftler wird Hans Egon Holthusen zustimmen, wenn er feststellt, daß die Problematik des künstlerischen Wertes »vielleicht die schwierigste ist unter allen Fragen der Ästhetik«. Aber er wird, wenn er nur die Praxis seines eigenen Verhaltens bedenkt, auch folgen müssen, wenn Holthusen hinzufügt, man könne manches »ab negativo demonstrieren« (Versuch über das Gedicht, Merkur, VIII. Jahrgang, 1954). Denn, in der Tat, Dichter, Kritiker, Literaturwissenschaftler gehen oft von so engen, fixen Vorstellungen und Begriffen aus, daß schon die bescheidenste Annäherung an das im Tiefsten Geheimnis bleibende Problem für manchen befreiend wirken könnte. Auch historische Erinnerungen, die das schwierige Problem erhellen, dürften in einer Zeit mit wenig Gedächtnis kaum überflüssig sein.

Ein Mythos, der die Literaturkritik lange Zeit beeinflußte und der im Naturalismus gipfelte, war die Vorstellung, die Dichtung müsse »natürlich« sein. Während sich dieses Kriterium nur noch als gesunkenes Kulturgut behauptet, wird die heutige literarische Welt in ihrer Breite von dem entgegengesetzten Begriffe der Form beherrscht. Ein »formbewußter Dichter« kann bei der Kritik immer mit einem Achtungserfolg rechnen. Daher z. B., trotz aller Warnungen, die Sonettenwut. Repräsentative Literaturwissenschaftler treiben »Formgeschichte«, und in den Niederungen des akademischen Literaturunterrichts breitet sich eine »Stilinterpretation« aus, die da und dort an die schlimmsten Zeiten der humanistischen Schulpoetik erinnert. Zweifellos ist der »Inhalt« – ich verstehe darunter alles, was der Dichtung vorgegeben ist, was auch ohne sie existiert – stets eine gefährliche Versuchung des Dichters gewesen, insofern er immer wieder zu einer Verwechselung von Kunst und Wirklichkeit führte. Und je prosaischer

die Wirklichkeit wurde, um so größer war die Gefahr. Daraus er- klärt sich seit langer Zeit der Protest der Formbewußten. Ebenso sicher aber ist, daß ein konsequenter Formkultus immer erst da mög- lich wird, wo ein verpflichtender, formschaffender oder wenigstens formprägender Inhalt für den Dichter nicht mehr besteht. Die Form als solche soll nun zum Inhalt werden, was schon in sich selbst ein Wider- sinn ist, dann aber sich ganz deutlich als Nihilismus entlarvt, wenn die Dichter anfangen, Gedichte über das »Sonett«, über den »Reim«, über den »Satzbau«, über »Verse« usw. zu machen. Schon die Tatsache, daß die Verfasser solcher Gedichte (Weinheber, Benn) nach diesen Experimenten allein nicht beurteilt werden können, widerlegt das ihnen zugrunde liegende Programm. Es wird aber auch zugegeben werden müssen, daß derartige Versuche nur die letzte Konsequenz eines Ansatzes waren, der sich bei beiden Dichtern schon vor diesen Experimenten erkennen läßt.

Formalismus und Nihilismus stehen überall in einem offenen oder latenten Zusammenhang. Doch muß ausdrücklich betont werden, daß die apokalyptische Vorstellung, die sich heute bei dem Wort Nihilis- mus einzustellen pflegt, durch die Geschichte der Dichtung kaum be- stätigt wird.

Als die Humanisten in den ersten Jahrhunderten der Neuzeit sich in der Nachahmung der antiken Literatur versuchten, bestand oft wenig Beziehung zu den überlieferten und noch geltenden Inhalten der sie umgebenden Welt. Sogar in der Barockzeit, die sich ernsthaft um eine Synthese von Humanismus und christlicher Tradition bemühte, gab es in manchen Kreisen eine rein spielerische Beschäftigung mit der Dichtung. Und als diese in Deutschland wenig ergebnisreiche Epoche vorüber war, wurde die formalistische Kunstübung geradezu beherrschend, schon hier auf der Grundlage einer Skepsis, die als nihi- listisch anzusprechen ist. Die Rokokopoesie ist durch eine souveräne Geringschätzung des Inhaltlichen gekennzeichnet. Man gab ganz offen zu, mit »Nichts« zu »spielen«. Aber eben dadurch wurde der Durchbruch neuer Inhalte in der Sturm-und-Drang-Periode erleich- tert, ja, in der daran anschließenden deutschen »Klassik« erwies sich die Formkultur des Rokoko als ein überaus heilsames Gegengewicht gegen die in revolutionären Epochen übliche Verabsolutierung der reinen Inhalte. Dieser Vorgang, als Modell verstanden, widerlegt die

allzu enge Verquickung unseres Problems mit der christlich-religiösen Fragestellung, mit dem sogenannten »Verlust der Mitte« (Hans Sedlmayr). Die »Säkularisation« bedroht die Kunst nicht in gleicher Weise wie die Religion. Alte leer gewordene Formen können sich ganz offensichtlich mit Inhalten, die nicht unmittelbar aus dem Ursprung unserer Kultur hervorgingen, vermählen. So wurde nach hartnäckigen Experimenten in der Neuzeit eine großartige Renaissance der antiken Dramenform möglich. So wurde die mittelalterliche Tradition der Reimdichtung, die im 18. Jahrhundert radikal bedroht war, durch die Künste des literarischen Rokoko einer neuen Erfüllung entgegengeführt. So trugen in dem realistischen neunzehnten Jahrhundert die »Plateniden« die Tradition der »hohen« lyrischen Form weiter bis zu dem neuen Aufbruch um 1900. Die Form ist etwas relativ Konstantes in der Geschichte der Dichtung. Sie zwingt auch Revolutionäre, wenn sie dem Auftrag des Künstlers wirklich gerecht werden wollen, schließlich in ihren Bann, z. B. den jungen Goethe, Hebbel, Hauptmann. Wenn das richtig ist, dann gewinnt die Bemühung konsequenter Formalisten Sinn, ja eine gewisse Würde. Alle diese Experimentatoren, auch wenn sie Nihilisten sind, dürfen, sofern sie die ihnen gesetzte Grenze nicht überschreiten, mit unserem aufrichtigsten Lyriker von sich sagen: »Ich ohne Wesen, doch auch ohne Schein« (Gottfried Benn, Destillationen, Neue Gedichte 1953).

Gefährlich, im höchsten Maße trügerischer Schein wird der Formalismus erst dann, wenn er in eine Pseudo-Inhaltlichkeit umschlägt. Der Dichter spürt in diesem Fall ganz richtig, daß ihn der Kultus der Form ins Nichts führen muß, oder er erkennt als gebildeter Dichter, daß »große Dichtung« stets eine religiöse und gesellschaftliche Basis hatte. *Und nun greift er kurz entschlossen nach einem beliebigen Inhalt, um dem Nihilismus zu entrinnen.* Daraus, nicht erst aus äußeren Gründen, erklärt sich die anhaltende Verführungskraft der politischen Volks- und Massenideologien für viele, auch hochbegabte Dichter. Es kann aber ebensogut ein religiöser Inhalt als bloßer »Schein« aus Gründen der künstlerischen Sanierung ergriffen werden. Beispielhaft zeigt sich dieser Vorgang in der Entwicklung Stefan Georges. Der Artist gelangt früh an den Punkt, wo er an der Stelle treten müßte, und nun schafft er mit dem kühnsten Anspruch den »Gott« Maximin, die Tafeln des neuen Standes, das »Neue Reich«. Es besteht heute Anlaß ge-

nug, daran zu erinnern, daß auch die christliche Religion gegen einen derartigen formalistischen Gebrauch nicht gesichert ist. So zeigt z. B. die Sonettdichtung Reinhold Schneiders ein stilistisches Gepräge, das in unheimlicher Weise Erinnerungen an Gerhard Schumanns heiligen Eifer wachruft und die erwähnte Beliebigkeit mancher Gedichtinhalte zu bestätigen scheint. Auch diese Erscheinung ist nicht neu. Schon Klopstock, der die Inhaltlosigkeit des Rokoko durch »erhabene« Themen überwinden wollte, schuf ein zwischen Hosiannah-Ruf und Bardenschrei seltsam schwankendes Lebenswerk. Man weiß, daß selbst der »Messias« nur in einem sehr formalen Sinne ein christliches Epos ist und allen Wiederbelebungsversuchen hartnäckig widersteht. Noch deutlicher zeigen manche Romantiker, was hier gemeint ist. Aus poetischen Gründen wollten sie eine neue Mythologie schaffen und landeten aus den gleichen Gründen bei der katholischen, orientalischen oder altgermanischen. Hier kann auf die theologische Romantikkritik seit Kierkegaard verwiesen werden.

In allen derartigen Fällen wird, so paradox das klingen mag, der *majestätische Anspruch der inhaltlichen Richtigkeit, der substantiellen Echtheit* nicht ernst genug genommen. Das Dilemma unserer Dichtung, das sich allmählich herausgebildet hat, liegt darin, daß Inhalte absolut unentbehrlich, daß aber die Inhalte, die beliebig, ohne existentielle Wahrheit gewählt werden, nicht nur hinderlich, sondern verderblich für die künstlerische Qualität sind. Wenn Goethe, der so viel für die literarische Erziehung der Deutschen getan hat, in einer Weise, die moderne Formalisten erschrecken muß, immer wieder ganz schlicht die »Stoffe«, die »Motive«, die »Gedanken« betont, wenn er vor der poetischen Religion ebenso warnt wie vor der Jagd nach dem »reinen Reim«, und wenn diese Aussprüche in unseren Zeitschriften immer häufiger zitiert werden, so bestätigt das die hier vorgetragene Auffassung. Mißverständlich, weil nur in einem absoluten Sinne richtig, wäre es, zu sagen, daß die Substanzen die Form erzeugen, denn wir sahen ja schon, daß die Formen ein gewisses Eigenleben führen. Wohl aber darf behauptet werden, daß da, wo diese schwierige Inhalt-Form-Dialektik noch nicht ins Blickfeld gerückt ist, wo man sich mit dem naiven Formbegriff begnügt, die einfachste Grundlage für eine unseren heutigen Erkenntnissen entsprechende Literaturkritik und -geschichte fehlt.

Man kann freilich sagen und hat neuerdings manchmal gesagt, mit dem überlieferten Formbegriff sei auch die Inhalt-Form-Relation bedeutungslos geworden. Erstrangige Dichtung zeigt eine so hohe Übereinstimmung inhaltlicher und formaler Momente, daß es das Bestreben jedes guten Interpreten sein muß, gerade das Ineinander aller Erscheinungen zu erspüren. Nur so kommt man dem eigentlichen Wesen der Dichtung näher. Mit dieser zweifellos richtigen, für die Literaturwissenschaft schon ganz selbstverständlich gewordenen Argumentation verbindet sich aber oft die Vorstellung, in der Dichtung und nur in der Dichtung als einer inhaltlich-formalen Einheit »offenbare« sich das »Sein«, die letzte Wirklichkeit der Welt. Die neuere Sprachphilosophie scheint diese Auffassung zu bestätigen. Es sei hier nur die Frage gestellt, ob diese Lehre nicht auf höherer und gefährlicherer Stufe zu der poetisierten Welt der Romantik zurückführen muß, ob das »Sein« nicht allen immanenten Bereichen und damit auch der Dichtung übergeordnet ist, ob also nicht die Spannung von Inhalt und Form das geschichtlich Gegebene ist. Es ist sicher, daß in der reinsten Dichtung, zumal auf lyrischem Gebiet, diese Spannung immer neu überwunden wird, daß in solchem Sinne vollkommene Dichtungen etwas »Gnadenhaftes«, »Magisches« haben, welches eigentlich nur zu erfahren und höchstens als ein Ganzes mit größter Behutsamkeit zu interpretieren ist. Ebenso sicher aber ist, daß diese restlose Einheit selten erreicht wird. Man erinnere sich, um ein bedeutendes Beispiel zu haben, nur an die Schillerforschung, die bei der Interpretation der klassischen Dramen immer wieder genötigt war, sich dem Formalismus-Problem zu stellen. Wenn schon bei klassischen Dichtern die Einheit umstritten ist, dann dürfte es in der Breite des literarischen Schaffens fast unmöglich sein, von der Spannung zwischen Inhalt und Form abzusehen. *Eben die intensive Erfahrung der Einheit auf den Höhen der Dichtung führt zu der Einsicht in die Möglichkeit einer Entzweiung von Form und Inhalt und damit zu einem zentralen Kriterium der literarischen Wertung.*

Auf weiten Strecken der geschichtlichen Entwicklung bildet solche Entzweiung geradezu den Normalzustand. In der deutschen Literatur denke man etwa an folgende Gegensatzpaare: höfische Epigonen-Mystiker, neulateinische Poeten – protestantische Bibeldichtung, Opitz – Böhme und ihr Gefolge, Gottsched – Hamann, Rokoko –

Sturm und Drang, Platen – Gotthelf, Geibel – Raabe, Stefan George Hauptmann. In einigen Epochen wäre es möglich, vor, nach und neben der Spaltung starke Integrations- und damit Höhepunkte der Literatur zu nennen. Was uns hier interessiert, sind aber eben die Dichter, die nicht allerhöchsten Ranges sind. Es soll daher versucht werden, zusammenfassend die Rangstufen, die sich unterhalb des olympischen Bereichs aus unseren bisherigen Überlegungen und Beispielen ergeben könnten, zu bestimmen.

Die oben aufgeführte Reihe dürfte auf den Vorrang der substantiellen Autoren hindeuten. Die erste, ursprüngliche Voraussetzung scheint zu sein, daß der Dichter etwas zu sagen hat, etwas sagen muß. Er kann in diesem Fall auch ohne jeden künstlerischen Anspruch Bedeutendes leisten. Er kann die Gnade finden, die sich dem Artisten oft verweigert. Geschieht das nicht, so ist seine Unerheblichkeit leicht zu erkennen, eben da sich kein verfälschender Anspruch zwischen ihn und die literarische Öffentlichkeit schiebt. Substantielle Schriftsteller pflegen überdies entwicklungsfähig zu sein. Man vergleiche unter diesem Gesichtspunkt Gerhart Hauptmann mit Stefan George. Sie sind oft mächtige Anreger. So ist z. B. auf Schweizer Boden Gottfried Keller ohne den substanzstärkeren Gotthelf kaum zu denken (vgl. Walter Muschg, Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf, Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1936–40). Allerdings beweist dies Beispiel auch, daß die höchste Meisterschaft ohne ein klares Formbewußtsein kaum zu erreichen ist. Gotthelfs Romane zeigen viel Rohstoff, der der gestaltenden Hand des Erzählers entglitten ist und sich selbständig gemacht hat.

Formbewußte Dichter wie Platen und Geibel haben also eine wichtige Funktion zu erfüllen. Sie halten in einer sich immer stärker entzaubernden Welt das Leitbild großer Dichtung fest, erinnern auch daran, daß die Formen der Weltliteratur ein dauerhafteres Leben haben als ihre Inhalte, daß sie immer neu erfüllt werden können, eben darum, weil sie als solche »leer« sind. Die Problematik solcher Dichter ergibt sich wiederum aus dieser gewollten und damit abstrakten »Überzeitlichkeit«, die ursprünglicheren Epochen, z. B. einem Sophokles und Aristophanes, ganz unbekannt war. Sie verlieren, indem sie den Wandel der Substanz zu ignorieren versuchen, diese überhaupt. Auch die priesterliche Kunstauffassung, zu der sich die Formalisten oft beken-

nen, ergibt noch keinen Inhalt, der ihr Formenspiel erfüllen könnte. Die Frage, *was* sie nun eigentlich predigen oder zelebrieren sollen, wird nur noch quälender und kann zu verzweifelten Entschlüssen führen. Dichter dieser Art bleiben sich selbst am treusten in dem Bewußtsein ihrer mittelbaren Aufgabe, ihrer Vor- und Nachläuferschaft, ihres Bewahrer-, Vermittler- und Erziehertums. Wie fruchtbar solche Bescheidenheit sein kann, beweisen vor allem ältere Meister wie Opitz und Wieland, aber auch einige der neuesten.

Wo diese Bescheidenheit fehlt, ergibt sich das Phänomen des aufgeblähten Epigonen. Er ist wegen seines künstlerischen Aufwandes für die Kritik verwirrender als ein Revolutionär, der mehr oder weniger roh neue Inhalte darstellt. Eine lange Liste von zeitgenössischen Fehlurteilen ließe sich zum Beweise dessen allein aus der deutschen Literaturgeschichte seit Gottsched zusammenstellen.

Schon bei dieser Gruppe gibt es manche Übergänge zur dritten und bedenklichsten Stufe, nämlich zu dem Schriftsteller, der mit großem dichterischem Anspruch philosophische, religiöse, nationale Inhalte produziert, ohne ernstlich an sie gebunden zu sein. Die bevorzugte Gattung dieser Dichter war bisher das große Epos. Man pflegt heute nicht mehr zu wissen, daß von Klopstocks »Messias« bis zu Paul Ernsts »Kaiserbuch« eine erschreckende Masse mehr oder weniger »monumentaler« Epen geschrieben worden ist. Aber zu ihrer Zeit waren diese Dichtungen manchmal Meteore, die aller Augen auf sich zogen. Sie beanspruchten, unter den verschiedensten Vorzeichen, eine Sehnsucht zu erfüllen, die sie doch unmöglich zu erfüllen vermochten. Natürlich kann dies Scharlatan-Wesen sich auch anderer Formen bedienen. Erkennbar ist es schon bei Lohenstein, der mit einer säkularisierten Gesinnung die Tradition des christlichen Trauerspiels weiterführen möchte. Aus ähnlichen Gründen notwendigerweise manieriert war auch das dramatische Werk des zwielichtigen Zacharias Werner.

Freilich, gerade derartigen flackernden, »erregenden« Erscheinungen stand die Kritik von jeher am hilflosesten gegenüber. Man muß annehmen, daß sie in zeitgenössischer Perspektive den größten Meistern zum Verwechseln ähnlich sehen. Auch für die literarische Hierarchie gilt die Erfahrung, daß Luzifer die glänzende Gestalt der Erzengel anzunehmen versteht. Eben da, wo der täuschendste Schein und das höchste Wesen zu unterscheiden sind, machen sich die Grenzen der

kritischen Anstrengung und das Geheimnis der literarischen Wertun
am stärksten bemerkbar. Es wird immer Blender geben, die erst di
Folgezeit entlarvt.

Trotzdem halte ich die irrationalistische Befangenheit, die auf di
sem Gebiet in Deutschland herrscht, für bedenklich und meine, da
es ein Zeichen für die literarische Reife der Nation wäre, wenn w
uns mehr als bisher bemühen würden, die geschichtlichen Erfahrun
gen in einem systematischen Zusammenhang zu erfassen und für di
Kritik der vergangenen wie der gegenwärtigen Literatur fruchtbar z
machen. In beiden Bereichen dürfte manche Umwertung notwendi
sein.

GOTTFRIED BENN · VERLIESS DAS HAUS–

I

VERLIESS das Haus, verzehrt, er litt so sehr,
soviele Jahre Mensch, mit Zwischendingen,
trotz Teilerfolg im Geistesringen
war keiner von olympischem Gewähr.

So ging er langsam durch die Rêverie
des späten Herbsttags, kaum zu unterscheiden
von einem Frühlingstag mit jungen Weiden
und einem Kahlschlag, wo der Häher schrie.

So träumerisch von Dingen überspielt,
die die Natur in Lenken und Verwalten
entfernter Kreise – jüngeren und alten –
als unaufhebbar einer Ordnung fühlt –:

So trank er denn den Schnaps und nahm die Tracht
Wurstsuppe, Donnerstags umsonst gereichte
an jeden Gast, und fand das angegleichte
Olympische von Lust und Leidensmacht.

II

Er hatte etwas auf der Bank gelesen
und in der letzten Rosen Grau gesehn,
es waren keine Stämme, Buschwerkwesen,
gelichtet schon von Fall und Untergehn.

Nun sank das Buch. Es war ein Tag wie alle
und Menschen auch wie alle im Revier,
das würde weiter sein, in jedem Falle
blieb dies Gemisch von Tod und Lachen hier.

Schon ein Geruch kann mancherlei entkräften,
auch kleine Blumen sind der Zeder nah –
dann ging er weiter und in Pelzgeschäften
lag manches Warme für den Winter da.

III

Ganz schön –, gewiß, – für Schnaps und eine Weile
im Park am Mittag, wenn die Sonne scheint,
doch wenn der Hauswirt kommt, gewisse Teile
der Steuer fehlen und die Freundin weint?

Verzehrt: wie weit darfst du dein Ich betreiben,
Absonderliches als verbindlich sehn?
Verzehrt: wie weit mußt du im Genre bleiben –
soweit wie Ludwig Richters Bilder gehn?

Verzehrt: man weiß es nicht. Verzehrt und man wendet
sich qualvoll Einzel zu wie Allgemein, –
das Zwischenspiel von Macht des Schicksals endet
glorios und ewig, aber ganz allein.

Verflucht die Evergreens! Die Platten dröhnen!
Schnaps, Sonne, Zedern – was verhelfen sie
dem Ich, den Traum, den Wirt und Gott versöhnen –
die Stimmen krächzen und die Worte höhnen –
verließ das Haus und schloß die Rêverie.

INGEBORG BACHMANN
WAS ICH IN ROM SAH UND HÖRTE

IN ROM sah ich, daß der Tiber nicht schön ist, aber unbekümmert um seine Kais, aus denen Ufer treten, an die keiner Hand legt. Die rostgebräunten Frachtschiffe benützt niemand, auch die Barken nicht. Sträucher und hohes Gras sind mit Schmutz beworfen, und auf den einsamen Balustraden schlafen in der Mittagshitze die Arbeiter regungslos. Noch nie hat sich einer umgedreht. Nie ist einer hinuntergestürzt. Sie schlafen, wo die Platanen ihnen einen Schatten aufschlagen und ziehen sich den Himmel über den Kopf. Schön ist aber das Wasser des Flusses, schlammgrün oder blond – wie das Licht ihn strählt. Den Tiber soll man entlanggehen und nicht von den Brücken sehen, die als Wege zur Insel gedacht sind. Die Tiburina bewohnen die Noi-altri – wir anderen. Das ist so zu verstehen, daß sie, die Insel der Kranken und Toten seit alter Zeit, von uns anderen mitbewohnt werden will, mitbefahren, denn sie ist auch ein Schiff und treibt ganz langsam im Wasser mit allen Beladenen, in einem Fluß, der sie nicht als Last empfindet.

In Rom sah ich, daß die Peterskirche kleiner erscheint als ihre Masse und doch zu groß ist. Es heißt, Gott wollte seine Kirche auf einem Felsen und fest stehen haben. Diese nun erhebt sich über dem Grab ihres Heiligen, das man freilegt. So ist's der Heilige selbst, der sie in Gefahr bringt und schwächt. Trotzdem treten die großen Feste noch laut auf, mit Balletten in Purpur unter Baldachinen, und in den Nischen ersetzt Gold das Wachs. Chiesa granne divozzione poca. Noch sorgen die Armen in ihrer Behutsamkeit dafür, daß die Kirche nicht fällt, und der sie gegründet hat, verläßt sich schon auf den Schritt der Engel.

In Rom sah ich, daß dem Palazzo Cenci, in dem die unglückliche Beatrice vor ihrer Hinrichtung lebte, viele Häuser gleichen. Die Preise sind hoch und die Spuren der Barbarei überall. Auf den Terrassen morschen die Oleanderkübel zugunsten der weißen und roten Blüten; die möchten fortfliegen, denn sie kommen gegen den Geruch von Unrat und Verwesung nicht auf, der die Vergangenheit lebendiger macht als Denkmäler.

In Rom sah ich im Ghetto, daß noch nicht aller Tage Abend ist. Aber am Tag des Versöhnungsfestes wird für ein Jahr jedem im voraus verziehen. Nah der Synagoge ist in einer Trattoria die Tafel gerichtet, und die kleinen rötlichen Mittelmeerfische kommen, mit Rosinen und Pignolien gewürzt, auf den Tisch. Die Alten erinnern sich ihrer Freunde, die mit Gold aufgewogen wurden; als sie losgekauft waren, fuhren trotzdem die Lastwagen vor, und sie kamen nicht wieder. Aber die Enkelkinder, zwei kleine Mädchen in brennend roten Röcken und ein dickes blondes Kind, tanzen zwischen den Tischen und lassen die Augen nicht von den Musikanten. »Spielt weiter!« ruft das dicke Kind und schwenkt seine Mütze. Seine Großmutter beginnt zu lächeln, und der die Geige spielt, ist ganz weiß geworden und setzt einen Takt lang aus.

Ich sah auf dem Campo de Fiori, daß Giordano Bruno noch immer verbrannt wird. Jeden Sonnabend, wenn um ihn herum die Buden abgerissen werden und nur mehr die Blumenfrauen zurückbleiben, wenn der Gestank von Fisch, Chlor und verfaultem Obst auf dem Platz verebbt, tragen die Männer den Abfall, der geblieben ist, nachdem alles verfeilscht wurde, vor seinen Augen zusammen und zünden den Haufen an. Wieder steigt Rauch auf, und die Flammen drehen sich in der Luft. Eine Frau schreit, und die anderen schreien mit. Weil die Flammen farblos sind in dem starken Licht, sieht man nicht, wie weit sie reichen und wonach sie schlagen. Aber der Mann auf dem Sockel weiß es und widerruft dennoch nicht.

In einer römischen Bar sah und zählte ich: eine Katze mit witzigen Ohren und einem fast nackten Gesicht, weißen Beinkleidern und einer honigfarbenen Weste aus einer besseren Zeit. Einen Kellner, der den Kaffee verschüttete und die Aperitifgläser überschwappen ließ. Einen kleinen Jungen mit vorgebundener Schürze, der die Tassen und Gläser wusch und nie vor Mitternacht zu Bett ging. Gäste, die kamen und gingen, und einen Gast, der immer wieder kam und von kleinen Schlucken Bitterkeit lebte.

In Rom habe ich die großen Villen gesehen, mit natürlichen Pinien und Zedern, auch Buchs, zu Phantasiegetier geschnitten. Auf dem Kapitol den Lorbeerbaum und das verräterische wilde Gras im Forum, und gehört habe ich, wenn das Gras über die verschlagenen Säulen und zerbrochenen Mauern in der Dämmerung herfiel, den Lärm der Stadt, täuschend fern und sanft das Gleiten der Autos.

Ich sah, wo Roms Straßen ausfallen, den triumphalen Himmel in die Stadt einziehen, der sich unter kein Tor bückte und über die sieben Hügel verbreitete, blau nach Raubzügen an den Küsten Siziliens und voll von den Inselfrüchten des Tyrrhenischen Meers, unverwundet nach Überfällen ins Brigantenland der Abruzzen und schwarz von Schwalbentrauben, über den Apennin gerettet. Ich sah den gelobten Himmel aus Hermelin und den armseligen Himmel aus Sackleinwand, und ich sah in seinen größten Momenten seine Hand gelassen den goldenen Schnitt über den Dächern ausführen.

Daß jeder sich sein Haus baut, wie es ihm gefällt, habe ich oft gesehen, und daß kein Plan besser eins ans andre fügt als Zufall und der Geschmack am Einzelnen. Aber kein Geschmack reicht aus, die Abstände zu schaffen, einsame Felder für Sonne und Schatten, und kein Zufall löst die Gleichung, in der die Schwere einer Mauer die Gewichtlosigkeit eines Turms ausdrückt. In alter Leinwand stecken die Häuser; vertrocknet sind die Farben darauf. Erst wenn Licht in den porösen Stoff eindringt, erscheint die Farbe, die wir sehen; ein zu jeder Verwandlung fähiges Braun.

In Rom sah ich, daß alles einen Namen hat und man die Namen kennen muß. Selbst Dinge wollen gerufen werden. Der Ludovisische Thron ist nicht mit dem letzten Gekrönten gefallen. Säulen sind vom Tempel der Venus stehen geblieben – von diesem Tempel und keinem anderen. Der Kopf der heiligen Agnes ist geschrumpft, aber nicht zu dem einer Lederpuppe geworden. Nach vielen Päpsten wird dieser Papst in der Sänfte getragen, und der Segen gilt urbi et orbi. Die Geschlechter heißen: Corsini und Pignatelli, Ruspoli und Odescalchi, Farnese und Barberini, Aldobrandini... Sie heißen noch so, wenn in einem Campagnaschloß die Obdachlosen ihre Eisenbetten aufstellen und ihre Wasserbehälter auf den Sarkophagen stapeln. Der letzte der Familie ist längst weggezogen. In der Stadt sind seine Zimmer mit schwarzem Brokat ausgeschlagen; auf einem schwarzen Flügel spielt er blaublütige Chansons. Wenn er seinen Namen hört, erschrickt er. Anders war das Tier, das nicht vom Fleisch nahm, sondern in seinem Fleisch die Nahrung für eine Geschichte erzeugte, der es voranging: die Wölfin.

Ich sah, daß wer »Rom« sagt, noch die Welt nennt und der Schlüssel der Kraft vier Buchstaben sind. S.P.Q.R. Wer die Formel hat,

kann die Bücher zuschlagen. Er kann sie ablesen von dem Wappe schild der vorüberfahrenden Autobusse, von der Platte eines Kana einstiegs. Sie ist der Ausweis der Brunnen und der besteuerten G tränke; das Zeichen der einzigen Hoheit, die ohne Unterbrechung d Stadt regierte.

Auf dem Bahnhof Termini sah ich, daß in Rom die Abschiede leic ter genommen werden als anderswo. Denn die fortfahren, lassen d nen, die bleiben, einen Gepäckschein auf Sehnsucht zurück. An d Bahnhof grenzt ja ein Rest der Diokletiansmauer, und gegen die ne schwebende Glaswand gestochen erscheinen drei Zypressen in ein unmißverständlichen Schrift. Das Klassische ist das Einfachste, u alte und neue Texte vertreten es gleich gut.

Wer ein Geldstück in die Fontana di Trevi wirft, um wiederz kommen, fürchtet, es könnte nicht angenommen werden. Aber kann getrost sein. Nachts setzt sich ein Junge auf den Brunnenra und pfeift, lockt die andern hervor. Wenn alle sich versammelt habe legt der Junge die Kleider ab und steigt lässig ins Wasser. Mond b lichtet die Szene, während er sich fröstelnd bückt und die Münze einsammelt. Am Ende pfeift er wieder, und in seinen Händen ve schmelzen alle Währungen zu Silber. Die Beute ist unteilbar unter de Mond, denn der Junge hat das Aussehen eines Gottes gegenüber de andern, die ihre Gestalten billigen Anzügen verdanken.

Schwer zu sehen ist, was unter der Erde liegt: Wasserstätten un Todesstätten. Treppen führen hinunter zu Zisternen, die der Win ausgetrunken hat, zu Brunnenhäusern, von Kragstein überwölbt un in weichen Tuff gehöhlt, zu Blutstropfen, die Quellen auslösten. Di Wege senken sich in die Katakomben. Ein Zündholz wird angeritz Seine Flamme dehnt sich nach den Sinnbildern. Für einen Augenblic erscheinen: Fisch, Pfau und Taube, Anker und Kreuz, Speise un Trank. Das Zündholz erlischt rasch, und die vor dir gehen, dränge nach oben. In der Kurve bleibt einer stehen und fragt: Woher weh der Wind?

Wenn mir Hören und Sehen verging in Rom, kam der Schirokk und hatte über den Adlerwind aus den Bergen gewonnen. Die Sonn trug dann ein Hemd und leuchtete in falschem Licht. Es ist die Zeit in der die Unglücke zunehmen und ein liebloses Wort leicht gespro chen wird. Denn der warme Wind greift zurück auf die Wüste

Manchmal läßt er's wissen, streut roten Sand über die erschlaffte Stadt und haucht sie an, daß sie besinnungslos wird. Wenn der Schirokko geht, tut er's heimlich und mitten in der Nacht, während wir vergeßlich schlafen. Aber morgens, gegen drei, fällt Tau. Wer da wach liegen und seine Lippen feuchten könnte!

In Rom habe ich in der Früh vom Protestantischen Friedhof zum Testaccio hinübergesehen und meinen Kummer dazugeworfen. Wer sich abmüht, die Erde aufzukratzen, findet den andern darunter. Für den Friedhof, der an der Aurelianischen Mauer Schatten sucht, sind die Scherben auf dem Testaccio nicht gezählt, aber gering. Er hält sich eine große Wolke wie eine Muschel ans Ohr und hört nur mehr einen Ton. In den sind eingegangen: »One whose name was written on water« und neben Keats Versen eine Handvoll Verse von Shelley. Von Humboldts kleinem Sohn, der am Sumpffieber starb, kein Wort. Und von August von Goethe auch kein Wort. Von den stummen Malern Karstens und Marées sind einige Linien geblieben, ein Farbfleck, ein wissendes Blau. Von den anderen Stummen wußte man nie etwas.

In Rom freilich habe ich gehört, daß mancher das Brot hat, aber nicht die Zähne, und daß die Fliegen auf die mageren Pferde gehen. Daß dem einen viel und dem anderen nichts geschenkt ist; daß wer zuviel zieht, zerreißt, und nur eine feste Säule das Haus hundert Jahre aufrecht hält. Ich hörte, daß es in der Welt mehr Zeit als Verstand gibt, aber daß uns die Augen zum Sehen gegeben sind.

WENN das Schaukelbrett die sieben Hügel
nach oben entführt, schürft es,
von uns beschwert und umschlungen,
finster den Boden,

taucht in den Flußschlamm, bis in unsrem Schoß
die Fische sich sammeln.
Ist die Reihe an uns,
stoßen wir ab.

Es sinken die Hügel,
wir steigen und teilen
jeden Fisch mit der Nacht.

Keiner springt ab.
So gewiß ist's, daß nur die Liebe
und einer den andern erhöht.

HEINRICH BÖLL · UNBERECHENBARE GÄSTE

ICH habe nichts gegen Tiere, im Gegenteil: ich mag sie, und ich liebe es, abends, das Fell unseres Hundes zu kraulen, während die Katze auf meinem Schoß sitzt. Es macht mir Spaß, den Kindern zuzusehen, die in der Wohnzimmerecke die Schildkröte füttern. Sogar das kleine Nilpferd, das wir in unserer Badewanne halten, ist mir ans Herz gewachsen und die Kaninchen, die in unserer Wohnung frei herumlaufen, regen mich schon lange nicht mehr auf. Außerdem bin ich gewohnt, abends unerwarteten Besuch vorzufinden: ein piepsendes Küken oder einen herrenlosen Hund, dem meine Frau Unterkunft gewährt hat. Denn meine Frau ist eine gute Frau, sie weist niemanden von der Tür: weder Mensch noch Tier, und schon lange ist dem Abendgebet unserer Kinder die Floskel angehängt: Herr, schicke uns Bettler und Tiere.

Schlimmer ist schon, daß meine Frau auch Vertretern und Hausierern gegenüber keinen Widerstand kennt, und so häufen sich bei uns Dinge, die ich für überflüssig halte: Seife, Rasierklingen, Bürsten und Stopfwolle, und in Schubladen liegen Dokumente herum, die mich beunruhigen: Versicherungs- und Kaufverträge verschiedener Art. Meine Söhne sind in einer Ausbildungs-, meine Töchter in einer Aussteuerversicherung, doch können wir sie bis zur Hochzeit, oder bis zur Ablegung des zweiten Staatsexamens weder mit Stopfwolle noch mit Seife füttern, und selbst Rasierklingen sind nur in Ausnahmefällen dem menschlichen Organismus zuträglich. So wird man begreifen, daß ich hin und wieder Anfälle leichter Ungeduld zeige, obwohl ich im allgemeinen als ruhiger Mensch bekannt bin. So ertappe ich mich dabei, daß ich oft neidisch die Kaninchen betrachte, die es sich unter dem Tisch gemütlich machen und seelenruhig an Mohrrüben herumknabbern, und der stupide Blick des Nilpferds, das in unserer Badewanne die Schlammbildung beschleunigt, veranlaßt mich, ihm manchmal die Zunge herauszustrecken. Auch die Schildkröte, die stoisch an Salatblättern herumfrißt, ahnt nicht im geringsten, welche Sorgen mein Herz bewegen: die Sehnsucht nach einem frisch duftenden Kaffee, nach Tabak, Brot und Eiern und der wohligen Wärme, die der Schnaps in den Kehlen sorgenbeladener Menschen hervorruft. Mein einziger Trost

ist dann Bello, unser Hund, der vor Hunger gähnt wie ich. Komm
dann noch unerwartete Gäste: Zeitgenossen, die unrasiert sind wie ic
oder Mütter mit Babies, die mit heißer Milch getränkt, mit aufgeweic
tem Zwieback gespeist werden, so muß ich an mich halten, um mei
Ruhe zu bewahren. Aber ich bewahre sie, weil sie fast mein einzig
Besitz geblieben ist.

Es kommen Tage, wo der bloße Anblick frischgekochter, gelb
Kartoffeln mir das Wasser in den Mund treibt; denn schon lange
dies gebe ich nur zögernd und mit heftigem Erröten zu – schon lan
verdient unsere Küche die Bezeichnung bürgerlich nicht mehr. Vo
Tieren und von menschlichen Gästen umgeben, nehmen wir nur h
und wieder, stehend, eine improvisierte Mahlzeit ein.

Zum Glück ist meiner Frau nun für längere Zeit der Ankauf vo
unnützen Dingen unmöglich gemacht, denn wir besitzen kein Ba
geld mehr, meine Gehälter sind auf unbestimmte Zeit gepfändet, u
ich selbst bin gezwungen in einer Verkleidung, die mich unkenntlic
macht, in fernen Vororten Rasierklingen, Seife und Knöpfe in de
Abendstunden weit unter Preis zu verkaufen; denn unsere Lage i
bedenklich geworden. Immerhin besitzen wir einige Zentner Seif
Tausende von Rasierklingen, Knöpfe jeglichen Sortiments, und ic
taumele gegen Mitternacht heim, suche Geld aus meinen Tasche
zusammen: meine Kinder, meine Tiere, meine Frau umstehen mic
mit glänzenden Augen, denn ich habe meistens unterwegs eingekauf
Brot, Äpfel, Fett, Kaffee und Kartoffeln, eine Speise übrigens, nac
der Kinder wie Tiere heftig verlangen, und zu nächtlicher Stund
vereinigen wir uns in einem fröhlichen Mahl: zufriedene Tiere, zu
friedene Kinder umgeben mich, meine Frau lächelt mir zu, und w
lassen die Tür unseres Wohnzimmers dann offenstehen, damit das Ni
pferd sich nicht ausgeschlossen fühlt, und sein fröhliches Grunzen tön
aus dem Badezimmer zu uns herüber. Meistens gesteht mir dann mein
Frau, daß sie in der Vorratskammer noch einen zusätzlichen Gast ve
steckt hält, den man mir erst zeigt, wenn meine Nerven durch eine Mah
zeit gestärkt sind: schüchterne, unrasierte Männer nehmen dann hände
reibend am Tisch Platz, Frauen drücken sich zwischen unsere Kinde
auf die Sitzbank, Milch wird für schreiende Babies erhitzt. Auf dies
Weise lerne ich dann auch Tiere kennen, die mir ungeläufig waren
Möven, Füchse und Schweine, und einmal war es ein kleines Dromeda

»Ist es nicht süß?« fragte meine Frau, und ich sagte notgedrungen, a, es sei süß und baobachtete beunruhigt das unermüdliche Mampfen dieses pantoffelfarbenen Tieres, das uns aus schiefergrauen Augen anblickte. Zum Glück blieb das Dromedar nur eine Woche, und meine Geschäfte gingen gut: die Qualität meiner Ware, meine herabgesetzten Preise hatten sich rundgesprochen, und ich konnte hin und wieder sogar Schnürsenkel verkaufen und Bürsten, Artikel, die sonst nicht sehr gefragt sind. So erlebten wir eine gewisse Scheinblüte, und meine Frau – in völliger Verkennung der ökonomischen Fakten – brachte einen Spruch auf, der mich beunruhigte: »Wir sind auf dem aufsteigenden Ast.« Ich jedoch sah unsere Seifenvorräte schwinden, die Rasierklingen abnehmen, und nicht einmal der Vorrat an Bürsten und Stopfwolle war mehr erheblich.

Gerade zu diesem Zeitpunkt, wo eine seelische Stärkung mir wohlgetan hätte, machte sich eines Abends, während wir friedlich beisammen saßen, eine Erschütterung unseres Hauses bemerkbar, die der eines mittleren Erdbebens glich: die Bilder wackelten, der Tisch bebte und ein Kranz gebratener Blutwurst rollte von meinem Teller. Ich wollte aufspringen, mich nach der Ursache umsehen, als ich unterdrücktes Lachen auf den Mienen meiner Kinder bemerkte. »Was geht hier vor sich?« schrie ich, und zum erstenmal in meinem abwechslungsreichen Leben war ich wirklich außer Fassung.

»Walter«, sagte meine Frau leise und legte die Gabel hin, »es ist ja nur Wollo.« Sie begann zu weinen, und gegen ihre Tränen bin ich machtlos; denn sie hat mir sieben Kinder geschenkt. »Wer ist Wollo?« fragte ich müde, und in diesem Augenblick wurde das Haus wieder durch ein Beben erschüttert. »Wollo«, sagte meine jüngste Tochter, »ist der Elefant, den wir jetzt im Keller haben.«

Ich muß gestehen, daß ich verwirrt war, und man wird meine Verwirrung verstehen. Das größte Tier, das wir beherbergt hatten, war das Dromedar gewesen und ich fand einen Elefanten zu groß für unsere Wohnung, denn wir sind der Segnungen des Sozialen Wohnungsbaues noch nicht teilhaftig geworden.

Meine Frau und meine Kinder, nicht im geringsten so verwirrt wie ich, gaben Auskunft: von einem bankerotten Zirkusunternehmer war das Tier bei uns sichergestellt worden. Die Rutsche hinunter, auf der wir sonst unsere Kohlen befördern, war es mühelos in den Keller ge-

langt. »Er rollte sich zusammen wie eine Kugel«, sagte mein älte
Sohn, »wirklich ein intelligentes Tier.« Ich zweifelte nicht daran, f
mich mit Wollos Anwesenheit ab und wurde unter Triumph in
Keller geleitet. Das Tier war nicht übermäßig groß, wackelte mit
Ohren und schien sich bei uns wohlzufühlen, zumal ein Ballen H
zu seiner Verfügung stand. »Ist er nicht süß?« fragte meine Frau, a
ich weigerte mich, das zu bejahen. Süß schien mir nicht die passe
Vokabel zu sein. Überhaupt war die Familie offenbar enttäuscht ü
den geringen Grad meiner Begeisterung, und meine Frau sagte,
wir den Keller verließen: »Du bist gemein, willst du denn, daß es u
den Hammer kommt?«

»Was heißt hier Hammer«, sagte ich, »und was heißt gemein, e
übrigens strafbar, Teile einer Konkursmasse zu verbergen.«

»Das ist mir gleich«, sagte meine Frau, »dem Tier darf nichts
schehen.«

Mitten in der Nacht weckte uns der Zirkusbesitzer, ein schüch
ner dunkelhaariger Mann, und fragte, ob wir nicht noch Platz für
Tier hätten. »Es ist meine ganze Habe, mein letzter Besitz. Nur
eine Nacht. Wie geht es übrigens dem Elefanten?«

»Gut«, sagte meine Frau, »nur seine Verdauung macht mir Ku
mer.«

»Das gibt sich«, sagte der Zirkusbesitzer, »es ist nur die Umstellu
Die Tiere sind so sensibel. Wie ist es – nehmen Sie die Katze noc
für eine Nacht?«

Er sah mich an, und meine Frau stieß mich in die Seite und sag
»Sei doch nicht so hart.«

»Hart«, sagte ich, »nein, hart will ich nicht sein. Meinetwegen
die Katze in die Küche.«

»Ich hab sie draußen im Wagen«, sagte der Mann.

Ich überließ die Unterbringung der Katze meiner Frau und kr
ins Bett zurück. Meine Frau sah ein wenig blaß aus, als sie ins Bett ka
und ich hatte den Eindruck, sie zittere ein wenig.

»Ist dir kalt?« fragte ich.

»Ja«, sagte sie, »mich fröstelt's so komisch.«

»Das ist nur Müdigkeit.«

»Vielleicht ja«, sagte meine Frau, aber sie sah mich dabei so me
würdig an. Wir schliefen ruhig, nur sah ich im Traum immer

merkwürdigen Blick meiner Frau auf mich gerichtet, und unter einem seltsamen Zwang erwachte ich früher als gewöhnlich. Ich beschloß, mich einmal zu rasieren.

Unter unserem Küchentisch lag ein mittelgroßer Löwe: er schlief ganz ruhig, nur sein Schwanz bewegte sich ein wenig, und es verursachte ein Geräusch, wie wenn jemand mit einem sehr leichten Ball spielt.

Ich seifte mich vorsichtig ein und versuchte, kein Geräusch zu machen, aber als ich mein Gesicht nach rechts drehte, um meine linke Wange zu rasieren, sah ich, daß der Löwe die Augen offenhielt und mir zublickte. »Sie sehen tatsächlich wie Katzen aus«, dachte ich. Was der Löwe dachte, ist mir unbekannt: er beobachtete mich jedenfalls unentwegt mit trägem Hochmut, und ich rasierte mich weiter, ohne mich zu schneiden, muß aber hinzufügen, daß es ein merkwürdiges Gefühl ist, sich in Gegenwart eines Löwen zu rasieren. Meine Erfahrungen im Umgang mit Raubtieren waren minimal, und ich beschränkte mich drauf, den Löwen scharf anzublicken, trocknete mich ab und ging ins Schlafzimmer zurück. Meine Frau war schon wach, sie wollte gerade etwas sagen, aber ich schnitt ihr das Wort ab und rief: »Wozu da noch sprechen.« Meine Frau fing an zu weinen, und ich legte meine Hand auf ihren Kopf und sagte: »Es ist immerhin ungewöhnlich, das wirst du zugeben.«

»Was ist nicht ungewöhnlich?« sagte meine Frau, und darauf wußte ich keine Antwort.

Inzwischen waren die Kaninchen erwacht, die Kinder lärmten im Badezimmer, das Nilpferd – es hieß Gottlieb – trompetete schon, Bello räkelte sich, nur die Schildkröte schlief noch – sie schläft übrigens fast immer.

Ich ließ die Kaninchen in die Küche, wo ihre Futterkiste unter dem Schrank steht: die Kaninchen beschnupperten den Löwen, der Löwe die Kaninchen, und meine Kinder – unbefangen und den Umgang mit Tieren gewöhnt, wie sie sind – waren längst auch in die Küche gekommen. Mir schien fast, als lächle der Löwe: mein drittjüngster Sohn hatte sofort einen Namen für ihn: Bombilus. Dabei blieb es.

Einige Tage später wurden Elefant und Löwe abgeholt. Ich muß gestehen, daß ich den Elefanten ohne Bedauern schwinden sah; ich fand ihn albern, während der ruhige, freundliche Ernst des Löwen mein

Herz gewonnen hatte, so daß Bombilus' Weggang mich schmerzt
Ich hatte mich so an ihn gewöhnt: er war eigentlich das erste Tie
das meine volle Sympathie genoß. Er war von unendlicher Gedu
den Kindern gegenüber, innige Freundschaft verband ihn mit d
Kaninchen, und wir hatten ihn daran gewöhnt, sich mit Blutwu
zu begnügen, einem Nahrungsmittel, das ja nur scheinbar eine Fleisc
speise ist.

Es tat mir so weh, als Bombilus ging, während Wollos Verschwi
den mir eine Erleichterung bedeutete. Ich sagte es meiner Frau, wä
rend wir beobachteten, wie der Zirkusmann die Tiere verlud. »O
sagte meine Frau, »du kannst hart sein.« »Findest du?« sagte ich. »J
manchmal kannst du es sein.« Aber ich bin nicht sicher, daß sie rec
hat.

HERMANN KASACK
AUS DEM CHINESISCHEN BILDERBUCH

Erklärung

WENN ich mir die Nacht vertreibe,
Verse für dich niederschreibe,
Lieber machte ich mich kund,
Statt aus Reim und Klang zu wählen
Dir mit Küssen zu erzählen
Wortlos, Mund zu Mund.

Lange hab ich nichts geschrieben,
Nun, im Anbeginn zu lieben,
Stellt der Klang sich ein.
Bist du nur um mich beschäftigt,
Fühle ich mich schon gekräftigt,
Dichtend frei zu sein.

Gegen fremde Zeitgewalten
Recht auf Eignes sich erhalten,
Weiß ich uns auch Rat:
Komm, beflügle Geist und Schritte
Mit mir in das Reich der Mitte,
Östlich führt der Pfad.

Diese Blätter solln bewahren,
Was wir dort wie hier erfahren
In der Tage Gang.
Daß ich nicht mehr von dir lasse,
Mit dem Leben dich erfasse:
Nenne ich dich A-Liang.

Mondwolken

Zum Mond aufblickend, schien sein Licht so alt
Über die Dächer hin, fremd ihrem Kummer.
Durchs Fenster schwebte meine Traumgestalt
Bis vor dein Haus und bis in deinen Schlummer.

Auf weißen Kissen lagst du hingestreckt,
Am Himmel bauschten sich die Wolkenkissen.
Du sahst mich nicht. Doch hat die Hand erschreckt
Die Decke deines Schlafs für mich zerrissen.

Der Morgenwind hat mein Phantom entführt,
Gewölk und Kummer haben sich verschlungen.
Du aber bist, von Geistern unberührt,
Wie eine Hindin in den Tag gesprungen.

Schöpfung

Wie ein leeres Blatt Papier
Liegt der Wintertag vor mir,
Doch ein Hauch des Worts genügt,
Daß er sich zum Leben fügt.
Grundentstiegnes wird zur Fläche,
Von den Felsen strömen Bäche,
Hügel bilden sich aus Seide,
Gärten zeigen ihr Geschmeide,
Am Gebälk des Hauses zupfen
Rosa Wölkchen, Himmels-Tupfen,
Efeu und Clematis ranken –
Wirklichkeit sind die Gedanken.

Alles ist bereit zu dienen;
Von der Sonne blank beschienen
Öffnen Fenster sich und Wege,
Vogel wippt im Buschgehege.

Wie mit Fäden eingestickt,
Daß mein Auge fast erschrickt,
Lugen nah am Pfostentor
Goldene Pantoffeln vor.
Zierlich stehen sie im Kraut,
Warten auf die Neujahrsbraut.
Schon schlüpft A-Liang hinein,
Gegenwart im Bild zu sein.

Zweige winken, Blätter huschen,
Ein Enthüllen, ein Vertuschen,
Finger, die den Fächer biegen,
Füße, die im Tanz sich wiegen.
Doch das holde Spiel des Bleibens
Hängt am Glück des Verseschreibens,
Stocken Atem mir und Wort,
Fliegt die Erde mit ihr fort.
Wenn der Geist die Zeichen zwingt,
Jenseits in das Diesseits dringt;
Und das Wünschbare vollendet,
Was im Zeitlichen nicht endet.

Hingegeben diesen Freuden,
Die sich schöpferisch vergeuden
Als des Lebens Unterpfand,
Wirft die selbstvergessne Hand
A-Liang den Zettel zu.
Doch da wird im gleichen Nu,
Was hier als Gedicht geschrieben,
Windergriffen weggetrieben.
Landschaft löst sich auf in Rauch,
Die Pantöffe chen jetzt auch.
In dem Wintertag vor mir
Liegt zerknüllt ein Blatt Papier.

Allein

Womit füllt sich das Herz, wenn schlaflos die Stunden vergehen?
Mit Gedanken an dich.

Was pulst durch das Tagwerk und wirbelt bis unter die Zehen?
Die Gedanken an dich.

Noch läßt aus dem Abgrund ein Zipfel der Sterne sich sehen
In Gedanken an dich.

Auf der sinkenden Erde bleibt eine Brücke bestehen
Als Gedanke an dich.

A-Liang im Selbstgespräch

Der zu den Geistern sich wirft und mich zu der Beute der Hirtes
Hat aus dem Leuchten des Tags purpurn die Nacht mir getränkt.

Denn da ich saß vor dem Haus im sausenden Wipfel der Schatten
Steckte mir goldübersät mitten im Herzen sein Pfeil.

Reiß ich ihn aus, nie schlösse sich mehr die blutende Wunde,
Halt ich ihn fest mir versenkt, brächte sein Feuer den Tod.

Sterben muß ich, was auch geschieht, an meiner Liebe,
Ob er sie kennt oder nicht, ob er nun kommt oder geht.

MAN kennt nur die Küsten. Den schmalen Streifen, den man vom Boot aus sieht, olivgrün und apfelgrün und blau im Schatten der Abende; etwas Sichtbares vor der vagen Existenz des Inneren, das nur Horizont und Abenteuer ist. Das Boot gleitet vorbei mit stetem Bug – und die Küste zur Linken steigt und fällt. Ockerfarbene Häuser und Dörfer besiedeln den Streifen als wären sie mit plötzlichen Wolkenbrüchen von den Höhen des Hinterlandes an den Strand heruntergespült, oder mit der steigenden Flut hinaufgetragen worden; in einer mondlosen Nacht, zusammen mit dem gefrorenen Tüll roter Korallen, durchbohrten Steinen, fremden Muscheln und in einer phosphoreszierenden Wolke gleitender Fischschuppen. Wer kennt schon das Landesinnere und wer kennt die unterseeischen Provinzen des ozeanischen Reiches!

Jedenfalls: die Dörfer sind nun hier, übereinandergeschachtelt wie geometrische Figuren und Steinbaukästen, mit sorgloser Front an das Wasser gebaut, auf das sie aus lidlosen Augen starren. In ihren Kellern steigt das Wasser mit der Flut. Auf der Mole – die die Form eines L hat – liegen dunkel gewebte Fischernetze, und wo die Mole den Leib des Hafens trifft, ist ein kleiner Platz, auf dem Fischmarkt ist – oder auch nicht, je nachdem.

Dies alles vergeht, wenn man daran vorbeifährt, und wiederholt sich, so daß es als stetes Bild auf der Netzhaut zurückbleibt. Und immer sieht man nur Küste, manchmal einen Wachturm, der dunkel das Land schirmt, flüchtige Vögel, die die Grenzen nicht beachten, Oliv- und Apfelgrün der Macchia, einen Regenbogen... Die Menschen aber leben in steinernen Quadern oder verschwimmen in eins mit der Landschaft – es gibt sie nicht.

Ich glaube, ich bin etwas betrunken. In Ragusa hatte ich 5000 Dinar gewonnen. Dusko war nicht in Form gewesen, seine Frau erwartete das sechste Kind (und es waren natürlich nicht die Wehen seiner Frau, die den alten Zolleinnehmer unruhig machten – er war es auch nicht, wenn die Feigenbäume blühten, Frucht ansetzten und reiften – aber bisher hatte es fünf Male Mädchen gegeben). O alte Seeotter! Am nächsten Tag um sechs Uhr früh kaufte ich von Dusko sechs bauchige

Flaschen alten Magrianos und mietete seine Schaluppe für drei Tag alles zusammen um 5000 Dinar.

Als ich vor Monaten auf den Fischmarkt gekommen war, um n Garneelen zu suchen, saß Dusko hinter vier Körben, in denen Sar und Korallenbarsche mit aufgeschlitzten Bäuchen lagen: silbrig u glatt und gar nicht sehr tot; zwei Langusten und weißlich-rosa G neelen, so weißlich-rosa, als wären sie eben geboren worden... er dort, die nackten Füße in einem Bottich mit Wasser, aus dem manchmal noch Streifen eines gesprenkelten Fisches zog, und I mühte sich nicht sehr, die Aufmerksamkeit der Vorüberschlende den auf seine Ware zu lenken. Vielleicht trennte er sich nur ung von den bunten Tieren vor ihm, die er in der Nacht mit grellen M gnesiumlichtern über smaragdenen Fährten gejagt, gefangen und das Boot gezogen hatte, während auf ihren pergamentenen Schuppe bäuchen das Wasser wie zerstäubtes Mondlicht zerfiel.

O Moral!: »Die Reichtümer der Nacht werden bei Tageslicht z Ware.« – Unaufhaltsam, so wie das Wasser aus Fischkörben läuft.

Dusko kaute gemächlich Tabak, grunzte »Hooooa« und schob m abgezählt achtzehn langfühlerige Garneelen zu; sie lagen in seiner gr ßen braunen Hand wie so viele unschuldige Seelen, dem Richter übe antwortet. Quer über seinen Unterarm lief eine Narbe und danebe hatte vor kaum zwei Minuten – so erzählte er mir – eine Cernie sei Zähne eingeschlagen – in einem jener Anfälle konvulsivischer Zu kungen, die das Aufflammen rätselhafter Residualleben sind, das Schl gen vergessener Uhren in einer toten Stadt.

Ich liebte Dusko wie ein Stück Renaissancegeschichte, von de man in den Büchern liest. Er war ein Stier, breit in den Schultern un mit hohen Backenknochen, die die Augen kleiner erscheinen ließe als sie waren (aber diese Augen: sie waren fremd und fragend und g nicht scharf, wie es doch naheliegend gewesen wäre zu vermuten Seine Arme baumelten lässig herab und man hatte den Eindruck, a wären sie immer bereit, in ein Netz zu greifen: als prüften sie heim lich Taue, Knoten und Schlingen, die ihm unsichtbar durch die plum pen Finger liefen. Ich glaube, im Grunde seines Herzens verachtete die Menschen; es machte ihm nichts aus, mit ihnen freundlich zu sei

Gefragt, erwiderte er, daß das Wetter schön bleiben würde, die S ruhig und die Nächte nicht allzu heiß. Wir sprachen über Fische – un

als Mirka und Giovanna hinzukamen, über Nylonstrümpfe und -blusen. Mirka war dick und hatte Geld, Giovanna war in jeder Beziehung ihr Gegenteil; beiden gefiel aber die Nylonbluse, die ich ihnen vor Tagen angeboten hatte, so gut, daß sie damals durch Minuten hindurch in eine Kette kleiner Entzückungsschreie ausgebrochen waren. Mirka hatte bedauernd ihre gewaltigen Brüste in die Hände genommen und, sie schüttelnd, angedeutet, bis wohin ihr die Bluse reichen würde. Es war unmißverständlich und unübersehbar: sie hätte ein Kind stillen können, ohne daß ihm der untere Rand der Bluse lästig gefallen wäre. Und Giovanna strich sich ebenso bedauernd die schlanken Hüften entlang, »Io sono stretta...«, aber das Geld, das ich verlangte, hatte sie nicht, auch wenn sie – mit Recht – annahm, daß ich mir fünfzig Prozent des anfangs genannten Preises werde abhandeln lassen. Ich schlug vor, Mirka solle Giovanna das Geld borgen, aber da starrten sie mich so verständnislos an, daß ich abbrach.

»Weiber«, knurrte Dusko und knüpfte eine imaginäre Schlinge mit seinen Händen, »die haben weniger im Kopf als zwischen Mann und Frau in der Hochzeitsnacht Platz hat.«

Ich lachte kaum, denn die Hitze des langen Mittags war über uns und machte uns schläfrig. Ich sah auf Giovanna und sie stand in der grellen Weiße des Hintergrundes wie eine in Marmor ausgesparte Statue, dunkel vom Haar bis zum Saum des Tuches, in das sie sich gehüllt hatte. Die Augen mandelförmig und träge nach innen gekehrt, das Gesicht etwas breit aber regelmäßig wie eine Olive; dann jene Linie Hinterhaupt–Nacken–Schultern, die – wenn sie einem das Profil zuwandte – steil war wie bei Wasserträgerinnen (ich sah den Krug vor mir und überlegte, daß er ein gutes Zierat ergäbe unter dem Himmel, verwachsen so mit dem Schattenriß eines Menschen). Sie war zweifellos schön; aber die Schönheit aller Mädchen hier ist ja wie ein Versuch, sich gegen ein übermächtiges Leben durchzusetzen, wie ein Baum, dem es bestimmt ist gerade zu wachsen und reiche Früchte zu tragen, der aber von der harten Hand eines Gärtners allmählich eine Wand entlang gezogen wird, zurechtgestutzt und zurückgeschnitten, bis der Moment kommt, wo er seine eigenen Träume vergessen hat. Darum gibt es hier auch keine Frauen, die nur und nichts anderes als schön sind; ihre Reize leuchten immer noch durch ein anderes, prosaisches Gesetz hindurch. Da ist das Gesicht, das bei genauerem Zu-

sehen wie aus Erde geformt erscheint, die unschönen Hände mit d
niederen Nägeln, die Stimme, die nicht hält, was der Mund verspricht.

Giovannas Mund war weich und feucht (gut zum Weinen, dach ich) und stand im Kontrast nicht nur zu ihrer harten, ein bißche schrillen Stimme, sondern auch zur glatten und trockenen Haut, d die Hitze nicht spürte. Die Unterpartie ihres Gesichtes war etwas vo gebaut, wodurch sich der Schatten eines wollüstigen Ausdrucks ihre Züge mischte, aber die dunklen Augen waren sanft.

Wie viel wußten sie vom Leben? war sie weise oder unerschrocke wie ein kleines Mädchen? verbarg sie Gedanken oder lebte sie das Le ben ihres äußeren Gesichtes? Wie wenig man Menschen fremder Na tionen kennt; als hätte man ein schlechtes Gehör und müßte ein Ur teil über Strawinskys Harmonik abgeben.

Giovanna war mit Karel, einem der zahlreichen Neffen Duskos ver heiratet. »Seit kurzem verheiratet«, präzisierte sie, beinahe im Ton einer Entschuldigung, um ihre Kinderlosigkeit zu erklären; und, »ei trefflicher Fischer«, verfehlte Dusko nicht so oft als möglich hinzuzu fügen. Ja, einmal versetzte er mich, der seine barocke Sprache noc nicht kannte, direkt in Verlegenheit, als er sagte: »Ein von Gott ge sandter Fischer«, und mich dann fragend anblickte, »du verstehst nicht wahr?« Man fühlt sich immer hilflos, wenn man unvermittel mit dem Irrationalen konfrontiert wird – und eine Frage, ja so ei fragender Blick, enthält doch schon alle Elemente einer höchst ge wichtigen und entscheidenden Konfrontation; so wie die drei Frager des Teufels Ereignisse von unermeßlicher Bedeutung umschlossen. –

Aber ich kannte damals Duskos Passion: die »Beschäftigung mi Gott« noch nicht, die langen, runden Gespräche, als spule er ein müh sames und unendliches Tau ab, und auch nicht die kurzen und hefti gen Ausbrüche, als mache er seiner Frau Vorwürfe über den Verlus eines Fischkorbes (»mit was soll ich denn die Fische tragen?«). Ich hatt damals noch nicht jene kleine Szene erlebt, die sich in meiner Erinne rung eingeprägt hat: ich war eines Abends auf den Fischmarkt gekom men und traf Dusko, mit Antonino heftig um den Preis eines Netze voller Langusten feilschend, die Spitzen der Finger seiner beiden Hände beschwörend zusammengelegt und in den Abend gereckt, da Gesicht wie in einem Anfall vollkommener Verzweiflung erstarr (das wahre Gesicht der Apostel, fiel mir ein). Ich hatte es eilig (Joa

war krank und hatte mich zum Drogisten geschickt, um etwas Kamille zu holen) und kreuzte den Markt ohne anzuhalten, Dusko nur leicht auf die Schulter klopfend. »Che dio...« schrie Antonino gerade, »Cinquanta ciascuno!...« und dann war ich schon vorbei, die süßliche Melodie des »Cinquanta ciascuno« in meinem Gehör wie das sanfte Rollen mit Seide bespannter Tamburins nachklingend. Ich hatte Joan die Kamille gebracht und war nach wenigen Minuten wieder zum Markt hinuntergestiegen, da mir eingefallen war, daß ich noch etwas Fisch zum Abendessen brauchen könnte. Das erste was ich sah, als ich die Ecke der Via San Domenica rundete und auf den Markt heraustrat, war die Geste Duskos – und Antonino mit ausgebreiteten Armen, dem Argument seines Freundes lauschend, als erwartete er den Stoß eines feindlichen Degens mit Gelassenheit. Ich schlenderte zu den beiden, das »Cinquanta ciascuno« tauchte aus dem Verließ meiner Erinnerung wie eine Luftblase auf... aber als ich in Hörweite gekommen war, überraschte mich Dusko mit dem Satz: »Wozu bist du dann Fischer geworden? ich werde dir schon noch beweisen, daß es unseren Gott gibt!« Und nach einer weiteren Minute gab es keinen Zweifel mehr, daß die Diskussion über den Preis von Langusten hinweggeglitten war und sich – wenn auch in der alten Gestik erstarrt – auf erhabeneren und bedeutenderen Bahnen bewegte. Und gerade an diesem Abend rollte der runde Mond über einen mattvioletten Horizont dahin, die Farben des sinkenden Tages wuchsen über unseren Häuptern mit denen der steigenden Nacht zusammen; und mit einem Male erschien mir der Platz, auf dem wir standen, wie heraufgespült aus einem Schattenreich, wie auf einer zitternden Seifenblase balancierend, die drei reliefartigen Kulissen, die ihn gegen das Land hin abschlossen, perspektivisch in den absoluten Luftraum reichend – und wir standen am Grunde, wie Wanderer auf einem engen Kirchenplatz, von der Spitze des Glockenturmes aus betrachtet. Das wuchs alles zusammen und Dusko – ich gestehe, es ist romantisch – erschien mir wie ein Pilger, der sich in fremdem Land niedergelassen hat. Etwas ist unerklärt an ihm, mystisch in seiner alten Freiheit und noch älteren Bindung. Es ist fast unmöglich, Menschen aus den Bezügen des Milieus herauszulösen, in denen man sie täglich trifft – doch geschieht es, dann erscheinen sie wie die Höhlenzeichnungen von Altamira vor dem distanzierten Auge später Jahrtausende.

Ach, der Wein ist einschmeichelnd und unwiderstehlich. Die Flasche steht im Runden einer kleinen Taurolle neben mir und das dunkle Blut in ihr summt im Rhythmus des Bootes. Und dann die größere Taurolle, in der ich sitze, und derselbe Rhythmus ist auch in meinem Blut... die Erinnerung an eine Transfusion vor langen Jahren taucht in mir auf.

Wir sind hier um zu fischen, gemächlich zu fischen, ohne Zeit und Ziel. Jaco, Pasqual und Stepan sind mit mir auf dem Boot und ich lebe mit ihnen von geräuchertem Speck, weißem Brot, Wein, Birnen und natürlich den Dingen, die man aus dem Meer zieht; ich weigere mich bloß, die safrangelben Ovarien der Seeigel mitzuschlürfen, die in den dunkelvioletten Schalen der aufgeschnittenen Tiere wie Parasiten wuchern, aufgeblasene Fetische der Zeugung.

Das Land ist noch ferner geworden, noch dürftiger, noch mehr Kontur. Das Geräusch der Hitze, durch das man wie durch etwas Festes ging, schwimmt weitab. Hier heraußen ist alles gelöst, am Morgen aufgegangen wie eine Lotosblume, die auf einem Teich treibt.

Was auch immer geschieht, es ruht auf bloß zwanzig Quadratmeter Planken unter meinen Füßen, nicht mehr und nicht weniger, zu klein für ein Königreich, groß genug für eine Welt.

Jaco ist alt und weise wie ein Augur. Jeder kennt die Geschichte, wie er vor vielleicht zehn Jahren ein Erdbeben voraussagte und seine Familie auf das Boot packte und mit ihr hinaus auf das Meer fuhr, weil er wußte, daß sich die Erde öffnen und die Gebäude zusammenstürzen würden. Und er hatte recht: der Erdstoß kam um zwei Uhr morgens und die Menschen liefen schreiend auf die Gassen, aber – und das konnte man ihm nicht vorwerfen – die magmatische Kraft des Erdinnern war nicht groß genug, um Spalten aufzureißen und Häuser zusammenfallen zu lassen, und so kamen alle mit dem Schrecken davon: jene, die an Land geblieben waren und jene, die hinausgefahren waren. Er kannte alle Dinge in den vier Himmelsrichtungen und vielleicht sogar noch mehr. So war es auch ganz natürlich, daß ihn das Dorf zu einem Mann hohen Ansehens machte, ihn in vielerlei Dingen um Rat fragte und seinem Wort ein williges Gehör schenkte. All dies begann seinem Leben Sicherheit und Anerkennung zu verschaffen, als mit einem Male Dusko im Dorfe erschien und auf heute noch unbegreifliche Weise das Leben Jacos beeinflußte. Wenn Jaco einen Rat

gab und seine Freunde ihn befolgten, so ordnete es sich doch, daß es nach dem Ereignis stets Dusko war – obwohl dieser nie ein Wort sprach, sondern nur im Kreise seines eigenen, geringen Bedarfes handelte –, dem die Dinge recht zu geben schienen. Dabei war es gar nicht so, daß Jaco direkt unrecht gehabt hätte, aber irgendwie sammelten sich die Linien der Ereignisse in Dusko, mochten sie auch ein noch so großes Stück Jacos miterhellen. Prophezeite letzterer einen Sturm und die Fischer fuhren nicht aus, so konnte es doch oft geschehen, daß Dusko sein Boot bestieg – und er ermaß immer genau jene Stärke des Sturmes, die gerade *er* (und vielleicht kein anderer, das ist wahr) ertragen konnte. So mochte das Verdienst der Einsicht wohl auf Jacos Seite sein, denn wer weiß was alles geschehen wäre, hätte man nicht seinem Rat gefolgt, jedoch ließ sich nicht leugnen, daß Dusko einer undefinierbaren Art von Wahrheit näher als alle anderen zu stehen schien. Zumindest war dies ein weit verbreitetes Gefühl unter den Menschen des Dorfes, wenn sich auch keiner sicher genug glaubte, es auszusprechen. Auf Jaco war dieser Zustand jedoch von deutlicher Wirkung; er wurde schweigsamer und vermied zu engen Kontakt mit Dusko, wenn man auch nicht sagen konnte, daß er in Streit mit ihm lag (dies war allerdings auch etwas, an das man im Zusammenhang mit Dusko nur schwer denken konnte) – und es gab Menschen, die behaupteten, daß er an manchen Abenden sehr seltsam wurde und mit sich selbst redete. Und schließlich brachte man auch noch den Tod seiner Frau mit dem eben erwähnten Zustand in Verbindung. Aber das ist wohl pure Spekulation, da man weiß, daß Katharina an der Geburt ihres siebten Kindes starb.

Dies war also Jaco, der älteste der drei Fischer an Bord der Schaluppe.

Stepan wäre wohl Landsknecht geworden, hätte er nur ein paar Jahrhunderte früher gelebt. Was er von seinem Talent in die heutige, weniger auf Gott und Kaiser gestimmte Zeit herüberretten konnte, versuchte er so gut es nur ging an den Mann zu bringen. Er würfelte mit Leidenschaft, soff und handelte mit Nylon statt türkischen Shawls, Zigaretten statt Rosenblättern. Sogar zum Kopf-Einschlagen hatte sich vor acht Jahren Gelegenheit geboten, und zwar an einem geriebenen Bäuerlein, das ihn – und das muß zur Ehrenrettung Stepans gesagt werden – bei einem Handel mit frisch gebranntem Zwetschgen-

schnaps ganz schauderhaft übervorteilt hatte. Jedoch ein Arzt, di sich gerade in der Nähe befand, vermochte den allzu tüchtigen Hän ler wieder zusammenzuflicken, so daß es das Gericht nicht so gena nahm.

Stepan redete freimütig von seinen Fehlern und anerkannte neidlo die Tugend jener, die er zu seinen Freunden zählte – und das ware viele; mehr als Pater Bonifaz – zweifellos der Tugendhafteste de ganzen Landstriches in weitem Umkreis – in seinem langen Leben au zuweisen gehabt hatte. Ich mochte ihn, Stepan, gerne; nicht zulet um seiner beiden Buben willen, die mit Joan und mir oft fischen ge gangen waren und so süß und gerissen waren, wie je zwölf florentini sche Mädchen und armenische Juden zusammen.

Pasqual war siebzehn Jahre alt und ein Waise. Als er acht Jahre al gewesen war, hatten Soldaten seinen Vater vor die Stadt, in der e aufgewachsen war, geführt, dort einen langen Wisch verlesen, vo dem er nicht viel mehr als die Worte »Vaterland« und »Verrat« ver stand, und ohne viel Zeremonie erschossen. Der Aufbruch aus de Stadt nach dem Süden war dann so hastig erfolgt, daß er kaum Zeit zu Tränen, geschweige denn zum Nachdenken gefunden hatte. Er wa an der Hand seiner Mutter im Dorf angelangt ohne zu wissen wie und als dann kurz darauf auch die Mutter starb, traf ihn dies nich sonderlich, da seine Vergangenheit so verworren und ratlos gewesen war, daß er durchaus keine Möglichkeit hatte, den Grad der neuen Veränderung an irgend etwas Beständigem zu messen.

Pasqual war ein guter Fischer und er liebte die Mädchen. In seinen Träumen schrie er oft und man wußte nicht, aus Angst oder nur so, ohne daß etwas Besonderes in seinen inneren Gesichten vor sich ging.

So zusammengewürfelt treibt man nun dahin, aus der Unzahl der Möglichkeiten gerade diese eine. Was hab ich zu tun damit, daß Stepan jemandem den Schädel einschlug, mit Katharinas Tod und mit Pasquals einsamen Träumen? Von weit her dämmert meine Vergangenheit, die in dieser Gegenwart mündet. Der Wein macht alles lucid und ich sehe die Tage im herrschaftlichen Haus dicht an der Straße, auf der morgens und abends die nimmer enden wollenden Herden des Gutes vorbeigetrieben wurden. Wir drückten unsere Nasen auf die Fensterscheiben und sahen von oben auf einen schwankenden Strom schaukelnder, zottiger Rücken, der in einer bizarren, mattrosa Staub-

wolke verschwand. Dieser Strom war für uns ohne Ende, die Staubwolke ein duftiges Tor, das zugleich Grenze unseres Gesichtsfeldes als auch unserer Weisheit war. Dahinter begannen die Fragen, begannen die großen Ebenen, die von herrlichen Zügen feuchtwarmer, dampfender Rinder durchschnitten waren, die alle dem Meere zuströmten. Denn dies war uns klar: am Ende stand das Meer. Die Sonne versank in ihm und die trabenden Herden, die mit der Sonne zogen, würden an seinen unermeßlichen Ufern ihren Durst löschen.

Ich tappte über die roten Läufer und der dunkle Gang jagte mir Furcht ein; dort wo er das Eck machte, sagte ich laut und mit bebender Stimme: »Ich weiß doch, daß du da bist.«

Dann die vielen langen Jahre, in denen nichts geschah. Was besteht, sind Erinnerungen an Gefühle, nicht die Gefühle selbst, Erinnerungen an Menschen, nicht die Menschen selbst. Wenn ich darüber nachdenke, bin ich überrascht, wie wenig Formen mir aus dieser Zeit geblieben sind. Ich weiß die Dinge und Ereignisse nicht anzugeben, die mich zu dem gemacht haben was ich bin. Und doch muß ich auch das Ergebnis von etwas außer mir sein; ich weiß sogar, daß ich sehr stark beeinflußbar war... Aber – seltsam genug – was an mir geschah, stand in keinem Zusammenhang mit dem Prozeß meines Werdens. Die Beeinflussungen waren da und doch wieder in irgendeiner Weise nicht existent.

Plötzlich die Entdeckung der großen Stadt! Die Entdeckung meiner Freiheit! Fährtensucher und Vagabund auf einem kaum erst begriffenen Kontinent; vielfältig und rastlos. Und jene Vielfältigkeit und Rastlosigkeit wird unmerklich zu einem Lebensgefühl, zu einem Anschein *als ob etwas geschähe*. Jenes verhängnisvolle »Am Anfang war die Tat«. Man »tut« und glaubt etwas zu tun. Wir werden vom Fluß getragen, wir schmeicheln uns um seine Schnellen und siehe: man kommt sogar weiter! das Ufer fliegt und gleitet vorbei. Wie leicht es geht. Wer erfrechte sich und stellte die Frage: »Ist es genug?«

Dann die Begegnung mit Florence. Wenn ich daran zurückdenke, so erscheint mir ein rotes, altmodisches Zimmer mit pompösen Bordüren, Plüschsofas und einer enormen Couch in der Mitte, Goldkandelaber mit Marmorfuß, Bilder in Barockrahmen und kleine Statuetten, die täglich mit einem Staubwedel abgewischt werden (eine obszöne Liebkosung). Ein Mädchen, das herein- und gerade auf mich

zukommt, vor mir stehenbleibt und mich mit schwimmenden Augen fragt: »Ich freue mich ja, daß du da bist, aber warum… warum… zum Teufel! warum ist denn nicht Reg (das war mein Bruder) statt dir gekommen?« Seltsam, diese Frage ist mir klarer im Gedächtnis geblieben als alles andere, als das Folgende, das uns doch im Augenblick des Erlebens so unermeßlich und unendbar erschienen war. Ich erinnere mich auch, daß ich damals wie in einer plötzlichen Vision alles voraussah: den Anfang und das Ende.

Aber warum bin ich nun hier? So sehr ich mich auch bemühe, die Verbindung herzustellen, aber es hatte sich nichts Entscheidendes ereignet, das mich hieß von Florence fortzugehen. Ich bin wieder in derselben Lage wie bei der Erinnerung an meine Jugend: was an mir geschah, stand in keinem echten Zusammenhang mit dem Prozeß meiner inneren Ereignisse. Etwas brach auf wie eine alte Wunde und das ist auch schon alles, was es darüber zu sagen gibt.

Allerdings, meine Gedanken sind gerade jetzt nicht ganz geordnet und es würde sich vielleicht, bei zielbewußtem Nachdenken, eine lückenlose Kette von Ursache und Wirkung in meinem Leben herstellen lassen. Nur pfeife ich darauf.

Ich beschäftige mich mit dem Anfang der Kontemplation und noch ganz anderen Dingen. So sagt es (das stumme Gehirn, das stumme Meer?) zum Beispiel gerade in mir: »Man müßte jetzt irgendeine entscheidende Entdeckung machen, einen über alle Maßen köstlichen Fund.« Die Zeit ist gerade danach, der gekrümmte Raum in Duft und Farbe und schwingenden Linien gespannt wie eine pralle Frucht. Es gibt solche Augenblicke, wo man nur deshalb von der umliegenden Welt etwas Plötzliches und Entscheidendes erwartet, weil man keine Grenzen zwischen sich und dieser Welt spürt, weil man in ihr aufzugehen scheint wie in einem lauwarmen Bad.

Der Motor war abgestellt und Jaco, Pasqual und Stepan standen am Heck und hatten ihre Fischerleinen ausgeworfen. Ihre Gesichter waren wie Häuser, die von den Bewohnern verlassen wurden; was sie an Aufmerksamkeit und Sinnlichkeit hatten, war in die Hände abgezogen worden, mit denen sie an dem einen Ende ihrer Schnüre wie Blinde (wie Seismographen) das Vibrieren und Schwingen aus dem innersten Innern des Meeresbauches abtasteten. Das Fühlbare rann durch ihr Fleisch, Blut und Gebein, ohne das Gehirn zu durchqueren.

Ich beobachtete durch den leichten Schleier meines roten Blutes ihre abgezirkelten Bewegungen und gestehe, daß mich die plötzliche Ahnung einer Angst überkam (so wie einem in der Schule ein prickelnder Schauer das Rückgrat hinunterlaufen konnte, wenn man die zu erwartende Unterredung mit dem Direktor in Gedanken vorkostete). Sie zupften in kleinen, ruckweisen Rhythmen die angespannten Saiten und lauschten mit ihren Fingern auf zurücklaufende Schwingungen von der Gegenseite, die das Anbeißen eines Fisches ankündigen würden. Alle drei standen sie – wie man vom Magier und seinem Medium zu sagen pflegt – in Rapport mit dieser unergründbaren, mysterienvollen Gegenseite. Zwischen ihnen und dem »Absoluten« (wie sollte man denn dies Andere, Schweigende, Gegenüberstehende, Fruchtbare und Furchtbare bezeichnen? Und sicher, hierbei ist nicht darauf Rücksicht zu nehmen, was ich, der Trunkene, und Du, der Leser, denken, sondern wie es den drei lauschenden Fischern erschien), zwischen ihnen und dem Absoluten also spannte sich eine dünne Schnur.

Ihre Bewegungen waren abgemessen wie die Zeichnungen von Geometern: das Befestigen des Köders, das Auswerfen der Leine in weitem Schwunge, das Gespräch mit dem Fisch, das gleitende, blitzschnelle Einholen, das Abnehmen der Beute, Köder, Auswerfen...

Ich sah nicht ganz ein, wo in diesem simplen Handwerk Raum für verschiedene Grade von Geschicklichkeit sein sollte. Die Masse der Fische, die die drei heraufbeförderten, war also vielleicht das einfache Resultat eines einfachen Problems; oder waren Rhythmus und Konzentration etwa Teil einer magischen Handlung, deren wahre Bedeutung und Schwierigkeit ich nicht begriff?

Als hätte er meine Gedanken gelesen, drehte sich Jaco nach mir um und sagte leichthin: »Ein guter Platz, will es der Herr« (er sagte »Gospodin«, was er sonst nie tat) »nicht auch versuchen?« In diesem Moment hätte ich darauf schwören mögen, daß eine leicht spöttische Grimasse sein Gesicht verzerrte – aber ich kann mich auch täuschen. Wer vermöchte das Rechte zu sehen im Rausche und im Licht der nachmittäglichen Sonne, die mit tausend Reflexen das Boot überschüttete. Die Idee faszinierte mich sofort und ich stand auf, etwas schwankend zwar, ich gebe es zu, aber doch auch entschlossen, mich gelassen in die Gruppe am Heck einzufügen. Ich nahm die Leine, setzte

einen Köder an den Haken und warf aus. Der Schwung gelan
schlecht und das Gerät plantschte knapp hinter der Schaluppe i
Wasser, dessen leiser Sog jedoch die Schnur sofort straffte und wie e
Lot in die nachtblauen Gründe entführte. Ich dachte an jene seltsam
Kabbala des Fischernetzes, die mir Dusko einmal langwierig ausein
andergesetzt hatte: daß ein Bub, ist er einmal alt genug mit dem Bo
seiner Eltern oder Onkeln auszufahren, natürlich noch lange nicht m
den Netzen hantieren durfte, sondern sich an die geringeren Uten
silien des Fischerberufes zu halten hatte: Köcher, Bottich, Lein
Klöppel und alle jene Gegenstände, die mit der Fortbewegung d
Bootes zu tun haben. Nach geraumer Zeit avancierte er zum Netz
aufnehmer. Das heißt, er durfte am Einziehen des Netzes helfen, sorg
fältig im Takt mit den Älteren der Mannschaft in die Maschen grei
fend, und er durfte die zum Trocknen ausgelegten Netze zu Balle
zusammenrollen und in die Boote tragen. Die nächste Charge reprä
sentierte der Netzauswerfer, dessen Verantwortung es war, auf dem
Fischzuge im rechten Moment und mit rechtem Schwung das Netz s
auszuwerfen, daß es das vorgeschriebene Jagdareal umgrenzte. Ers
nach einer beträchtlichen Anzahl von Jahren wurde der Adept Netz
flicker, lauwarme Nächte durchwachend, um Schäden auszubessern
die auf der Tonnara durch den verzweifelten Ansturm der Thunfisch
entstanden waren. Und schließlich jene graubärtigen Weisen, die Netze
erzeugten, wer sah nicht mit geheimer Scheu auf ihre gekrümmten
Rücken und knotigen Finger?

Hieß das nicht, daß man den alltäglichen Handlungen neue Kraft durch ihre hierarchische Ordnung verlieh? und wie anders als mit immer neu gesteigerten Kräften, neu gestellten (und vergeblichen) Fragen, hoffnungsvoll ausgeworfenen Loten aus umgegossenem Blei, wie anders, sage ich, als auf diese Weise, hätten die Küstenfahrer glauben können, das Meer, die dämonische Mutter, zu beschwichtigen, wie anders ihr das Geheimnis zu entreißen?

O der beziehungsvollen Einfalt unserer Taten! Meine Seele (ein zu großes Wort: mein warmes, sentimentales, trunkenes Herz) hing an dem kleinen Endchen Schnur vor mir. In der Stadt hatte ich einmal eine Katze gesehen, die durch alle an ihr vorbeiströmenden Menschen hindurch einen kleinen Vogel auf der gegenüberliegenden Straßenseite fixiert hatte. Der grüne Blick, vom gekrümmten Bogen des

Rückens geschnellt, war wie ein magischer Bann von Tier zu Tier. Nichts gab es zwischen seinen Polen und rundherum. Ein Augenblick absoluter und tödlicher Kommunikation. Und dann: ein flüchtiger Schauer, der Vogel spannte sich unmerklich, hob die Flügel und flog von dannen. Das Licht in der Katze erlosch, sie wandte den Kopf und gähnte.

Vielleicht auch ich. – Das war mein Fehler, ich konnte mich nicht konzentrieren. Die Vibrationen des Abgrundes rieselten durch meine Finger, manchmal ließ ich mich täuschen und zog die Leine schnell ein, nur um zu entdecken, daß nichts geschehen war oder daß ein erfahrener alter Fisch den Köder sorgfältig vom Haken geschnappt hatte (»jetzt spielen sie Überreden«, pflegte Stepan zu sagen, der natürlich den Unterschied zwischen einem am Haken sitzenden und nur »überredenden« Fisch ertastete, ohne das Gerät aus dem Wasser ziehen zu müssen).

In der Zwischenzeit hatten Jaco und Stepan je fünf, und Pasqual hatte vier Fische herausgezogen und in den großen Bottich geworfen, wo sie leise zitternd am Grunde liegenblieben und das rötliche Wasser durch die geöffneten Bögen der Kiemen strömen ließen.

»Gospodin«, sagte Jaco, nachdem er sich mit Daumen und Zeigefinger geschneuzt hatte, »du hast kein Glück.«

»Du bist ein Fremder«, setzte Stepan fort, »die Fische sind mißtrauisch.«

»Oder vielleicht«, grinste Pasqual, »verstehen sie deine Sprache nicht«, und mir schien, daß er mit dieser Bemerkung gar nicht so unrecht hatte. Folglich müßte man auf einen Fisch warten, der keine unserer Sprachen spräche! In meinem Kopf war plötzlich eine äußerste Klarheit. Jetzt, zurückschauend, erscheint es natürlich als eine besondere Kopflosigkeit, sich etwas so Absurdes einfallen zu lassen, aber es gibt zweifellos im anfliegenden Rausch Momente, wo man das Gefühl von fallenden Grenzen hat; als höbe man sich über den Horizont des Tales, das man bisher bewohnte und erblicke das ferne Meer. Wie weit diese Gesichte sich dann als Halluzinationen herausstellen, oder wie weit sie Projektionen von Vorgängen in unserem Gehirn entsprechen, die man nur mit der Arbeit der Geologen, dem allmählichen Abtragen von Schichten bis zum eingeschlossenen Fossil, Mineral oder Flöz, vergleichen kann, diese Frage lösen zu können, maße ich

mir nicht an. Die allgemeine Meinung zieht wohl die erstere Lösun
vor und auch ich bin geneigt, ihr zuzustimmen. Ich will aber nic
verschweigen, daß ich einen Mann kannte, der sich in diesem Zustan
brüstete, er hätte gute Lust, Frau und Kind und den ihn anödend
Beruf (er war Beamter in der Zollfahndungsstelle) zu verlassen, eine
Zug oder ein Schiff zu besteigen, um irgendwohin zu fahren, wo ma
fischen könne. Herausgefordert von einer frivolen Weinrunde, g
schah nun das Unerwartete, daß dieser Mann – der bisher wohl nu
einem unterdrückten Wunsch melancholischen Ausdruck verliehe
hatte, so wie es Tausende kleine Beamten tun – daß dieser Mann plötz
lich eine Erleuchtung hatte. Man sah es ihm an und ich kann de
Vorgang nicht anders bezeichnen: es war eine Erleuchtung, die irgen
wo in der grauen Substanz seines Gehirns entstand, geschäftig übe
nervöse Bahnen lief und sich mit einem Male auf seinem Gesicht au
breitete – so wie Wasser nach einem Rohrbruch auf einem Platz de
Stadt. Der Mann bestieg also tatsächlich einen Zug und fuhr an di
Meeresküste, wo er ein Dorf kannte und in diesem Dorf – wie er em
phatisch erklärt hatte – einen »Fünfhundertpfünder von Wirtin« un
eine Bucht, wo man gewissermaßen nur die Hand in das Wasser z
stecken brauche, um ein Abendessen zu fangen.

Gewiß, er mußte schon auf seiner Fahrt nüchtern geworden sein
Wir malten uns sein grinsend-verschämtes Gesicht, seine verlegene
Ausflüchte, das Gebrüll der Tafelrunde aus. Wir gingen so weit, An
rangements für seine reumütige Wiederkehr zu machen und telefo
nierten stündlich mit seiner Familie, die wir durch Ausreden zu be
schwichtigen trachteten. Alles war in schönster Ordnung, nur – da
Objekt unserer Aufmerksamkeit erschien nicht.

Ich mußte damals in einer wichtigen Angelegenheit verreisen und er
fuhr das Ergebnis erst viel später: der Mann hatte im Zustand der Nüch
ternheit seinen trunkenen Plan ohne Zögern ausgeführt. Er war in da
Dorf gefahren, hatte sich im einzigen Gasthof beim »Fünfhundert
pfünder von Wirtin« einquartiert und bereicherte sowohl seine eigene
wie auch die allgemeine Tafel mit weißlichen Dorschen, trauriger
Seezungen und glatten Makrelen. Auf Briefe von seiner Familie re
agierte er nicht, Besuchen ging er, so weit er vermochte, aus den
Wege und weigerte sich im übrigen entschieden, in sein vergangene
Leben zurückzukehren. Schluß. Im Zustand der Elevation hatte er da

Meer gesehen und war ihm nachgefahren, weil es silbrig glänzte und schön war. Was mehr? – Ich wechselte meine Position und versuchte auch die Angelleine in langsameren Zügen an mich heranzuholen und dann wieder auszulassen; ich versuchte überhaupt alle möglichen Variationen im Halten und unmerklichen Bewegen des Instrumentars in meinen Händen und mein Geist nahm plötzlich überraschenden Anteil an dem, was vor mir geschah.

Stepan hatte die Leine zwischen die Zähne genommen und stopfte sich eine Pfeife.

Pasqual zog wieder einmal einen Fisch heraus.

Jaco sah abwesend auf den Horizont hinaus und darüber, wo drei geheimnisvolle Möwen kreisten. Kreuzten Seeschwalben sein Gesichtsfeld, so konnte es geschehen, daß er unruhig wurde. Diese Tiere brächten nichts Gutes, erklärte er. Ihr elastischer, schwingender Flug war wie der Vorbote böser Gedanken.

Aber das Meer war glatt, friedlich und sinnlos. Es bedeutete nichts oder sehr viel, es verbarg etwas oder auch nicht, es war die Luft blaugesprenkelter, blöder Fische und ihr Wasser und der Boden weißer Segel...

Fünf Minuten später:

Aber es verbarg doch zweifellos, wie man so sagt: »Geheimnisse«, worunter man Riesenkraken, Seeschlangen und Fische mit Händen verstand. Und hat man einmal so ein Tier herausgefischt und es von vorn bis hinten betrachtet, so war es nun plötzlich kein Geheimnis. Ich war sehr enttäuscht. Das einzige, was man von einem »Geheimnis« erwarten konnte, war also, daß es vorher noch kein anderer Mensch erblickt hatte. Und der Delphin, der täglich die »Britannia« umspielte, war deshalb kein Geheimnis, weil ihn die Reisegesellschaft bereits zum Überdruß kannte und »Johnny« rief? Warum glauben die Menschen zu besitzen, was ihr Auge streifte (als wären sie Polypen und hätten sich ein Objekt mit ihren Armen einverleibt)?

Dies alles macht mich müde. »Jaco«, frage ich, »an was denkst du?« Jaco sieht mich an, sein Blick ist leer und füllt sich erst allmählich wie ein Wasserloch. »Denken?« sagt er, »ich denke nicht, oder vielleicht an den Fisch. Ja, das ist es, an den Fisch.«

»An welchen Fisch?«

»An jeden. An sehr große Fische. An den König der Fische, der

sprechen kann und der einem zum Dank, daß man ihn wieder freiläßt, täglich viele andere Fische in das Netz treibt.«

»Glaubst du daran?«

»Nein Herr, aber man erzählt es sich; meine Mutter erzählte es mir und meiner Mutter ihre Mutter und so fort. Und vielleicht gab es ihn doch? Wer weiß es? Carlo war dabei, als sie den Fisch mit Händen herausholten. Und hat einer Hände, warum sollte nicht einer auch sprechen können?«

»Aber das mit dem ins Netz treiben?«

»Natürlich nicht«, erwiderte Jaco, um aber gleich hinzuzusetzen, daß jeder Mensch wüßte, daß Stepan vor einigen Monaten nur deshalb einen so ungeheuren Fang gemacht habe, weil er Marfa mit an Bord hatte, die ihre alte Räucherlampe angebrannt und auch sonst allerhand Teufelszeug getrieben hatte.

»Ist das wahr Stepan?« fragte ich.

»Er lügt«, sagte dieser und zeigte mit dem Daumen auf Jaco.

»Ah...« schrie Jaco, »hattest du Marfa mit an Bord oder nicht?«

»Schon«, erwiderte Stepan, »aber...«

»Da hast du's. Zu was für einen Zweck würde denn ein vernünftiger Mensch die alte Hexe mit an Bord nehmen, wenn nicht für irgend etwas Unheiliges? Sag mir das bitte.«

»Zum Teufel mit dir! Ich kann an Bord nehmen wen ich will und Marfa nimmt Fische genau so gut aus wie jede andere und außerdem macht sie einen Sugo wie nicht so bald eine.«

»Sugo!« schrie Jaco, als drückte ihm jemand die Gurgel zu. »Sugo! willst du wirklich damit sagen, daß ein christlicher Mensch eine Hexe mit an Bord nimmt, damit sie ihm Sugo macht?«

»Aber sie ist keine Hexe, das ist nur Gerede; und wenn, dann nicht auf meinem Boot.«

»Hexe ist Hexe.«

»Verfluchter Narrenkopf!«

Mir war mein Hals so trocken als hielte ich die Debatte und noch zweimal mehr. Ich gab Jaco meine Leine und ging hinüber zur Tau-rolle und holte die Flasche mit Magriano, nahm einen tiefen Zug und klemmte sie zwischen Ankerschlag und einen der Bottiche, die dort herumstanden. Als ich das getan hatte, herrschte wieder Friede (war er überhaupt unterbrochen worden?). Ich ließ jetzt meine nackten

Beine über das Heck hinausbaumeln und stützte meinen Kopf gegen die niedere Reling. Das Wasser unter mir sah aus wie zerknülltes und wieder geglättetes Seidenpapier. Meine Beine und – ganz tief – mein Blick wuchsen mir von unten entgegen. Alles war in zitternder Bewegung, wie eine Puppe vor der Metamorphose; in was würde ich mich verwandeln? Ich hatte noch immer keinen Fisch gefangen.

Die Leine in meiner Hand war durch den Zug des großen Meeres gespannt, aber durch nichts anderes.

Und da fühlte ich das erstemal ein Gefühl der Ohnmacht in mir aufsteigen.

Es war, als hätte ich bei irgend etwas Entscheidendem versagt; als wäre mir eine Prüfung auferlegt worden, die ich nicht bestanden hatte. Millionen Fische gab es unter mir. Man wußte, daß sie nach dem Köder schnappen. Der Köder war ordnungsgemäß am Haken angebracht worden. Die Leine war glatt und stark. Das Schiff zog leise dahin. Mit einem Wort, das Material war in Ordnung. Der Fehler mußte also in mir liegen; aber wo? doch nicht in der Lächerlichkeit der Handbewegungen, die Jaco, Stepan und Pasqual kaum merkbar vollführten?

Lag er in der Konstellation unserer Gemeinschaft? reichte meine sinnlose Vergangenheit bis hierher, die Jahre, in denen nichts geschehen war, die Dinge, die ich nicht anrührte, die Versprechen, die ich nicht hielt? War das alles von Bedeutung wie eine submarine Strömung für den Fischreichtum einer Lagune?

Das war doch alles Unsinn. Ich konnte einfach nicht fischen. Und doch konnte ich nicht verhindern, daß sich ein dumpfes Gefühl der Schuld in mir eingenistet hatte. Und aus diesem Gefühl herauswachsend eines der Erwartung und Angst – wie solche ja immer zusammengehen. Der Traum, auf einem dunklen Weg vorwärts zu schreiten, die Hände tastend ausgestreckt und in dir verborgen das Wissen, daß die Rückkehr nicht möglich ist. Du hast das unklare Gefühl, daß es ein Ereignis von Bedeutung war, das dich auf diesen Weg verschlug, irgendwie ist Schuld in dein Leben verflochten, aber du bist deiner Argumente nicht sicher. Nun treibt dich Erwartung, wie sich dein Schicksal entwirren wird und zugleich wächst auch die Angst, daß das Dunkle und Bedeutsame des Vorganges wohl kaum auf eine leichte und heitere Lösung deutet. Du sehnst dich wollüstig nach einem

Schmerz, den zu empfangen du schon überzeugt – und nun sogar schon gewillt – bist. Dann trittst du hinaus ins Freie einer mittäglichen Landschaft und erkennst mit einem Schlage, daß alles dir Vorbestimmte schon auf dem eben verlassenen Wege geschehen war. Erwartung, Angst und – Erfüllung sind schon vorbei. Die Süße des Schmerzes, du trugst sie die ganze Zeit mit dir. Am Ende des Weges gibt es nichts mehr. Du bist allein.

Ich hatte die Flasche fast geleert. Das gekräuselte Seidenpapier unter mir begann sich zu heben und zu senken. Es war also kein Seidenpapier, sondern das Zwerchfell eines Riesen, der es sich wieder überlegt hatte zu atmen. Mein Kopf schlug im Takt auf die Reling. Ich hatte das Gefühl eines impotenten Mannes, der es im Rausche doch noch einmal versucht. Man glaubt in einem luftleeren Raum zu sein, da alles was man an Kräften, Sensibilität und Phantasie besitzt, auf einen Punkt konzentriert ist. Die Gegenstände, die der Bootsbauer und meine eigene Willkür um mich versammelt haben, sind beziehungslos und stumm, die drei Fischer in einen größeren Hintergrund zurückgetreten, als wären sie Teil eines Reliefs. Mein Blick wird vom Reflex der Sonne gefangen, die schon feierlich knapp über dem Horizont hängt, bereit unterzugehen. Und dieses Bild ist das einzige, das sich mir jetzt einprägt. Im Übermaß verströmen sich rote, orange und violette Farbtöne auf der Seidenpapieroberfläche des Meeres. Ganze Straßen wachsen zu mir herüber, durchkreuzt von Schatten, umfließen das Boot wie Quecksilberströme, so daß es zitternd zwischen zwei Unendlichkeiten schwebt – und man weiß nicht, welcher es eigentlich zugehört.

Und meine Fischleine, die da irgendwo in diese Farben-Symphonie hineinreicht... Ich glaube, ich spüre so etwas wie Tränen in meinen Augen. Das passiert einem ja leicht in so einem Zustand. Ich bin hilflos und dann und auf einmal gießt sich die Macht dieses atemberaubenden Lichts in mein Herz – wer könnte dem widerstehen? Aber warum stand ich dann auf, taumelnd und fast blind zwischen Wein und Sonne? Ich ging auf Jaco zu und wollte ihm etwas sagen, etwas Wichtiges von Freund zu Freund. Ich wußte keine Details, sondern nur die große Linie der Wichtigkeit. Something extraordinary was on stake... »Der sich in den Häfen anbietet, die Magnetnadeln für die Lustflotte zu richten...« Der die heiligen Flamingos beringt zwischen

Sonnenaufgang und -untergang... Verflucht, eine Taurolle schiebt sich mir tückisch in den Weg. Das Boot schwankt außerordentlich. Ich schreie Pasqual an: »Du Schurke, was nimmst du nicht das Ruder in die Hand und drehst das Boot in den Wind!«

Das Grinsen des Burschen ist eklig. Was grinst er, anstatt sich mit der ganzen Kraft seines Körpers auf das Ruder zu werfen? Ich hebe die Hand, um ihn am Rockkragen zu packen. –

In diesem Moment spürte ich das wilde Zucken der Leine in meiner anderen Hand, einer von Dämonen geschüttelten Seele. Für den Bruchteil einer Sekunde war ich leer und verbraucht wie ein im Herbstwind fallendes Blatt. Dann: welche Hand rührt mich an? Ich sah an mir herab und bemerkte, daß mich eine unbekannte Kraft übermannt und in die Verzerrung eines tanzenden Derwisches gerissen hatte.

Mit einem Male aber durchzuckte es mein Gehirn: Dies ist der Fisch!

Warum stand ich hier mitten am Boot? Automatenhaft und nüchtern wie das Gewissen eines Teppichhändlers tat ich die richtigen Dinge. Ich lief zum Heck und legte das Ende der Leine um den Ankerschlag. Dann begann ich die Leine selbst langsam einzuziehen. Irgend etwas an meinen Bewegungen befremdete mich und nach einer Sekunde fiel mir auch ein warum: bisher hatte ich den Rhythmus des Einholens nur bei den Fischern gesehen und dort war er flüssig und schnell gewesen, ich aber hatte mit jedem Zug zu kämpfen, ich stemmte mich mit einem Fuß gegen die Reling und hatte meinen Körper weit zurückgebogen als höbe ich eine schwere Last.

Was für eine Last! Was würde es sein? Welchem Untier würde ich an das Tageslicht verhelfen? Ich griff vorsichtig in die gespannte Schnur und federte in Schulter und Ellenbogen um dem Fisch nicht den Haken aus dem Schlund zu reißen. War es überhaupt ein Fisch? Jedenfalls vibrierte die Leine unter dem Druck unterseeischer Flossenschläge und im Laufe der letzten fünf Sekunden war ich von der Mitte des Hecks nach Steuerbord und wieder zurück nach Backbord gewandert, den wilden Rotationen des Tieres folgend, das an meinem Haken hing. Fast hielt ich es auch noch durch die Intensität meiner Aufmerksamkeit (so schien es mir, daß die Leine nicht am Ankerschlag, sondern in meinem Kopf endete).

Für den Bruchteil eines Augenblicks erlaubte ich mir den Luxus d Reflexion, wie doch alles: Küste, Fahrt, Sonne, Wein, Vergangenhei in eine Kaskade kleiner Bilder zerfallen war und in diese letzte stumm Szene mündete.

Die drei Fischer umstanden mich, Jaco links, Stepan und Pasqu rechts, und es war das erstemal am heutigen Tage, daß sie mir ihre un geteilte Aufmerksamkeit zuwandten. Sie hatten alle drei ihre Gerät eingezogen und wenn es nicht schon meine eigene Konzentration ge tan hätte, so wäre mir durch ihre Regungslosigkeit die momentan Verwandlung der Zeit zu Bewußtsein gebracht worden. Etwas Dü steres lag in ihrem Schweigen – und gerade war doch noch Pasqua Grinsen in der Luft gehangen, gerade hatten sie sich noch im Wirbe eines gleißenden Möwenschwarmes gedreht, oder täuschte ich mich?

Da war die Oberfläche des Meeres. Sie war anders als noch vor fün Minuten. War sie konvex oder konkav? Trug sie uns wie die Silber haut eines geduldigen Fabeltieres von Kontinent zu Kontinent, ode schützte sie uns vor dem Einbruch eines unnennbaren Ereignisses? ei Streifen Cellophan gegen die Mächte des Hieronymus Bosch?

Und dann die Farbe auf ihr. Die Sonne hatte den Horizont erreich und drückte ihn unmerklich ein – und aus diesem Napf floß die gold orange Farbe der Sonne aus, saugte sich wie ein Löschpapier gege unser Boot hin. Aber es war nicht unser Boot. Es war ein winzige Punkt, ein archimedischer Punkt, wo sich meine Fischleine mit dem Meer (72 Prozent der Erdoberfläche) schnitt und um den sich zittern der farbige Erdball drehte.

Mittlerweile lag der größte Teil der Schnur verbraucht und naß und banal auf dem Deck. Was es auch immer war, das an meinem Haken hing, bewegte sich nur mehr wenige Ellen unter der rötlich- violetten Oberfläche wie ein Schauspieler, der hinter dem Vorhang auf seinen Auftritt wartet. Irgendwie reichten die Bewegungen de gefangenen Etwas schon in unsere Welt herein. Die Leine tanzte und ihr Tropfenspiel funkelte im letzten Licht, aber noch wurde jede Andeutung aufgesogen in der Vielfalt der Glanzlichter, die sich zwischen Himmel und Wasser um uns her woben.

Als dann der Fisch mit einem Male an der Oberfläche erschien, war das Ereignis überraschend wie die Geburt der Aphrodite. In einer letzten Anstrengung, der Fessel zu entgehen, hatte er sich senkrecht nach

ben geschnellt, fand plötzlich keinen Widerstand vor und brach aus em schweren in das leichte Element wie eine römische Quadriga aus em Dickicht in die Ebene. Er fiel zurück, aber in einem zweiten prung warf er sich direkt auf die Kante der Reling. Ein leichter uck mit der Schnur, und er fiel herunter und lag einsam auf dem eck.

Ich wußte nicht recht was ich tat und stürzte mich mit beiden Hänen auf ihn, als wäre ich meiner Beute noch nicht sicher und müßte ie am Entkommen (wird er seine Flügel ausbreiten und davonfliegen?) indern. Aber es war überflüssig: als hätte ihn – ungleich Antäus – die erührung mit dem festen Boden paralysiert, so lag der Fisch glatt nd schwarz und regungslos vor uns. Im ersten Moment spürte ich in Gefühl der Erleichterung, aber auch im Sinne der Er-leichterung, aß ich um irgend etwas, das Bestandteil meines Körpers gewesen war, eichter geworden war. Ein Gefühl des Verlustes also. Eine Geburt.

Als ich das erstemal den Kopf hob war es, als strömte mir die Welt wider die Augen. Ich hatte gar nicht gemerkt, wie sehr ich mich von llem anderen abgeschaltet und auf einen Punkt konzentriert hatte. Da war die Sonne wieder und sie war nur ein kleines Stückchen weiter unter den Horizont gerutscht, der Napf war größer geworden nd noch immer floß die nie enden wollende Farbe in flimmernden Chiffren über das Meer. Im Westen war das Land und schon violett bermalt. Aber erst als mein Blick auf die drei Fischer fiel, erkannte ich, wie sehr das vergangene Ereignis den Zustand der Welt verändert atte. Es war nicht so sehr ihre Schweigsamkeit, die – zugleich mit hren Schatten – meine Ermattung und mein Gefühl der Leere durchquerte, sondern der Ausdruck ihrer Gesichter. Sahen so Schergen auf len zum Tode Verurteilten, der plötzlich ein unwiderlegbares Alibi orbringt? oder die Apostel auf den sich nahenden Judas? oder Frauen uf den Eingang der verschütteten Grube, aus dem nun der Mann tritt, ler sich einsam an die Rettung wagte?

Als ich in einem mühsamen Versuch zur Überlegung ihre Gesichter nusterte, fielen mir zunächst zwei Begriffe ein: Verdacht und Verängnis. Aber auch diese waren nicht festgelegt, wandelten sich, gingen vorüber und verschmolzen zu irgend etwas Größerem und Unbestimmbaren. Welch außerordentliche Fremdheit war plötzlich auf lie drei stummen, konturhaften Männer übergegangen. Was hatte

ich nun noch zu tun mit Jaco, der ein Erdbeben voraussagte, mit S pan, der einem Bäuerlein den Schädel einschlug, mit Pasqual, dess Vater man erschoß, und der wilde Träume hatte? Was hatte ich no mit ihnen zu tun? Wo war mein Rausch? lag er hier vor mir, w etwas, das meinem Haupt entsprungen war? Ich stand da wie d weiße König, den die schwarze Dame, der schwarze Turm und Spr ger mattgesetzt haben. Für einen Augenblick dachte ich sogar, nicht der Fisch ein Trick der Drei sei. Dann aber entdeckte ich d Schimmer der Angst in Jacos Auge, als er auf das Ding vor m blickte.

Da lag er, tot wie ein Stück von Brancusi. Er war drei Fuß lan spindelförmig vom Vorderende bis zum Ansatz der Schwanzflos Die letztere verbreiterte sich aber im herrlichen Schwung eines tü kischen Halbmondes und ihre Innenseite war scharf wie bei ein Sichel. Das Vorderende war langgezogen und bei geschlossenen K fern – wie dies nun der Fall war – sah man kaum die Andeutung ein Mundspalte.

Er war von gleichmäßiger Schwärze und Glätte und zusammen m der Form verriet dies die souveräne Schnelligkeit, mit der er si durch das Wasser bewegt hatte; keinen Widerstand erzeugend u keinen befürchtend. Um das Prinzip noch konsequenter durchzufü ren, waren Brust-, Bauch- und Rückenflossen in kleinen Nuten ei gesetzt, in die sie sich ganz zurückfalten konnten, so daß man bei Darüberstreichen mit der Hand nicht die geringste Erhebung ve spürte. Er war dann unangreifbar wie ein vom Bach glattgeschliffen Kiesel.

Als ich mich näher über das Tier beugte, sah ich jedoch, daß ei feine, lapislazuli-farbene Linie vom Kopf, das Auge überwölbend, en lang der Seiten bis zum Schwanze lief. Ich erschrak, als ich erkannt daß diese Linie lebte. Sie erschien wie eine in ununterbrochener B wegung befindliche Flimmerrinne, spielte vom Malachitgrün i Aquamarinblaue, zog sich zusammen, dehnte sich aus und von i ausgehend liefen feinste Äderchen wie elektrische Entladungen üb die ganze Körperfläche, ein hieroglyphisches Netz wandelbarster u geheimnisvollster Andeutungen erzeugend.

»So lebt der Fisch also«, ging mir durch den Kopf (und in diese Moment wußte ich, daß ich nie etwas anderes angenommen hatte

er Fisch lebte auf irgendeine, das ist: auf seine Weise. Und das Chif-enspiel, das bunte Netz oszillierender Äderchen auf seiner Haut, das ar seine Sprache, mit deren Hilfe er sich uns verriet. Welchen Be-eichen mochte diese Sprache entstammen! Was war es, das er uns itzuteilen hatte? Ich war von dieser Möglichkeit so fasziniert, daß h die Hingabe Champollions ahnte, als er sich das erstemal über den tein von Rosette beugte. Aber hier gab es keine Götter in Kartu-hen, die bei der Dechiffrierung Beistand leisteten.

Erhob man sich, so verschwand das bunte Spiel in der schwarzen olke seines Leibes wie die Spuren von Insekten auf der Oberfläche nes Sees. Dann war er glatt und tot wie ein Stück geschliffenen sphalts. Aber angezogen von einer geheimnisvollen Macht, kauerte h mich wieder über ihn und versenkte mich in die Charaden, die in Leben über den regungslosen Körper hauchte. Ich wußte nicht, as mit mir geschah, aber die Ahnung eines großen, eines noch nie eträumten Traumes durchzog meine Brust. Kurven bedeuteten Ideen, e die Welt umfaßten; Bewegungen standen für Taten, die sich in ne unerhörte Zukunft verlängerten. In der Mitte der Dinge sprühte ne unversiegliche Kraft.

Ich sah auf und da fiel das Schweigen der drei Fischer wieder auf ich, nächtlich, seine drohende Entscheidung vertagend, aber unent-nnbar wie der ewige Gang der Dinge.

komm besungener odysseus du großer ruhm der achaier

warum benimmst du dich im lande
wie ein fremder und wie ein
wandersmann der nur für eine
nacht sein zelt aufschlägt

lenke dein schiff ans land und horche
unserer stimme horche denn hier steuerte noch keiner
hier im schwarzen schiff vorüber steuerte keiner
ehe er dem süßen gesang aus unserem munde ehe
er gelauscht um dann heim zu gehen
ehe er gelauscht
vergnügt heim zu gehen
weiser wie vormals

warum gleichst du itzt einem
mann im schlaf einem mann der
nicht zu helfen weiß

diesen vogel du fängst ihn noch
stürzt dein aug auch
stürzt die drossel noch fliegt fliegt
ohn des winds wurf fliegt nach den tränen
fängt ihn noch weiche pagod im azur
wimper am see der augen du
fängst ihn noch baum in blüte in
wassers west licht wimpel blätter wind schon wind
wirft sein haar auf der well und die blum hängt in das wasser m
wasser grünt sein fleisch sein vogel fleisch auf
erd schon erd
all spiegelt aug das azur
schaut baum schaut stein mana
jener grosse baum hat eine stimm mana
ruft

wortschnüre meine heide gehört den sängern

wortschnüre meine luft singt
wortschnüre meine schultern deckt kein buntweißes
  löwentuch
wortschnüre
die frühlinge umsonst aber
wortschnüre
des winds stoß empfängt
zwölf blatt das haupt und die hand mit der schlange

d aufgrünt die folie
lie von flammenzung
es fiederwerk herbstlich
ese fahrt in den süden und
ganipote
rn von la ganipote
ab und ein dornbaum

FELIX HARTLAUB · AUS DEM NACHLASS
BERLINER TAGEBUCHBLÄTTER 1935/36

VON allen Seiten die alten Gesichter. Teilweise etwas vo frischer, wenn man über die Ferien bei Muttern war und füttern ließ; solche Gesichter haben eine gewisse Jungfräul keit wiedergewonnen, sie haben brachgelegen, ein leichter dich Teppich von Gras und Feldblumen, der aber nach Hufen und Pf verlangt. Sie strecken sich nur um so gieriger in die rauchigen Räu in die grellen Lichter, in die durchwachten Nächte. Kein Gesicht, dem eine Erneuerung spricht. Alle in ihre Masken festgefahren ihre Hohlwege verkeilt. Vielfache Spuren von Skurrilität und W derlichkeit, gerade in den offensten und frischesten Gesichtern irge welche bizarren Schnörkel. Viele Köpfe schon alt wie die W dünne Haare, Geheimratsecken, verbrühte Münder; irgendwo sch aber ein blankes Stück des rastlosen Lebensmotors heraus. Nerv Rauchen, heftiges Aufeinandereinreden, dröhnendes Lachen. Üb füllung, Kellnerinnen mit hochgehobenen Tabletten zwängen durch, Uniformierte bleiben mit den Sporen hängen, einem bebrill Zeitungsleser wird die Kaffeetasse umgestoßen.

Die alten Sonderlinge, die alten Vertreter der Einsamkeit. schwerer als das bittersüße Leid des Alleinseins scheint der Krafta wand zu sein, der eine Änderung herbeiführen könnte. Das mä lich gekleidete Mädchen mit dem großen schwarzen Filzhut und Tabakspfeife sitzt immer noch steif, mit abgewinkelten Armen Ende des langen Tisches, über ihren Buchrand in die Runde spähe Der weh- und demütige Blondling lächelt immer noch seinen Tis nachbarn an; empfiehlt ihm ein Gericht, beschafft ihm ein Salz leiht ihm die Zeitung, rankt sich in alle Gespräche, hält seine niedli Ohrmuschel in jedes Geflüster hinein, unaufdringlich, aber unabw bar; selbst das versunkenste Paar ist an seinem Tisch nicht mehr all Wenn seine Aufmerksamkeit beunruhigt, blickt er eine Weile gr mütig-nachsichtig in die Runde. So sitzt er täglich drei bis vier St den, in huldvoller Bereitschaft, gespitzten Ohres, denn heute w ihm gewiß der große Auftrag erteilt, die entscheidende Frage gest werden; heute wird man ihn brauchen, seine Unentbehrlichkeit

nen, ihn auf den Thron berufen. Und er wird freundlich anneh-en, er ist nicht böse, daß man ihn so lange übersehen hat. Er grüßt ele Vorübergehende, wird nur selten erkannt und wieder gegrüßt. iemand setzt sich zu ihm; sein Leim hält nicht, auch der Plumpste ht ihm durch seine weiten Netze.

Sein Antipode ein Junge, der alle, auch die raffiniertesten Versuche r Welt, ihn miteinzubeziehen, ihn aus seinem Kerker zu befreien, nichte macht. Man weiß nicht, ob es ihm bloß so herauskommt ler ob es ein bewußtes Verhalten ist. Nette Mädchen setzen sich an nen Tisch, sprechen ihn an: er antwortet unwirsch, heiser, sie schwei-n verschüchtert. Oft kommt er ihnen sogar zuvor, steht mit gereiz-m Hüsteln auf, wenn eine aus der Ferne auf seinen Tisch lossteuert. m ihn hageln Handtaschen zu Boden, er nimmt keine auf, tritt ichstens drauf; kein Tag, an dem nicht etwas an seinem Tisch ver-ssen wird: er denkt nicht dran, es dem Besitzer nachzubringen, haut ihn strafend an, wenn er zurückkommt, es zu holen. Ein Be-nnter klopft ihm von hinten auf die Schulter. Er dreht ihm ein un-dlich vergrämtes und beleidigtes Gesicht zu, das sich nur mit schwe-r Mühe erinnert. Ein Gefangener, der seine Befreier schon auf zehn eilen herankommen hört und seinen Kerkermeister selbst warnt. spuckt dem Kairos auf den dargebotenen Schopf.

Die alten Freundespaare sitzen sich noch stumpfer gegenüber, blik-n in grundverschiedene Richtungen, schütteln sich unendlich gleich-ltig die Hand. Jeder braucht den andern nur als eiserne Ration, auf e er erst im Falle äußerster Bedrängnis durch Einsamkeit etc. zurück-eifen wird. Ein harter Brotknust, meist liegt er gänzlich unbeachtet n Grunde der Tasche, man paßt auf, daß man ihn nicht verliert. ich als Vorwand, um sich vor irgend etwas Unangenehmem oder nbequemem zu drücken. Wenn die Stunde des zu schwänzenden ollegs angebrochen, das Mädchen unangesprochen vorübergegan-n, die Telephonzelle wieder besetzt, der Schalter bereits geschlossen , frischt das Gespräch etwas auf, man rückt näher, bietet sich Ziga-ten an. »Hör mal, wir müssen endlich wieder was Richtiges zu-nmen unternehmen.« – Größere Tafelrunden, Korporationsbrüder mend und lustig; wenn aber irgendein hübsches Mädchen vorbei-ht, ist das Gespräch plötzlich ausgeblasen, alle Köpfe drehen sich ch ihr herum, bis die Halswirbel nicht mehr mittun. Irgendwo in

einem Winkel entsteht über entblößten Armbanduhren und schw
penden Suppentellern etwas menschlich Neues, wird eine Bekann
schaft geschlossen, ein Wort ersonnen, ein Blick gepflanzt, ein Vors
genährt. Derartige Vorgänge scheinen sehr vereinzelt und wahl
von der Vorsehung angezettelt. Im allgemeinen wirken die jung
Menschen wie eingekeilt in ihre Individualität, trotzig-träge in
verharrend. Nirgends Wachstum, Blüte, Reichwerden und V
schwenden oder Wandlung und Neubeginn. Die Brille auf d
Nasenrücken, der Kragenknopf an der Kehle, die Füße affenartig hin
die Stuhlbeine geklemmt entreiten sie steißtrommelnd der gefür
teten Jugend. Vom Leben aufs Existenzminimum, auf Halbsold
setzt. Entwicklung = Reduktion.

★

Außen: Bouquinisten, ihr Wagen steht am Trottoir, sie selber h
sen unter der Leibung eines Kellerfensters, zwischen zwei Säulen
Riesenbaues, durch riesige Gesimse vom Regen geschützt. Dort
ben sie ihren ganzen Hausrat aufgebaut, Strickzeug, Kaffee in Th
mosflaschen; oft betreiben sie daneben noch einen andern Hand
z. B. mit Seife, Schnürsenkeln. Um ihre Wagen kümmern sie s
wenig; weh dem, der ein Buch kaufen will, er ist ihrer Ungna
sicher. Entweder sind es verkrachte Studenten oder Hökerinnen. Z
tungsverkäufer mit listigem Maskengesicht. Mann, der Kartenkun
stücke vormacht. Kleine Cafés, Standorte der großen Gelehrten,
Repetitoren usw. Mancher kommt frühmorgens auf die Biblioth
baut sich dort seinen Apparat auf, verbringt den Tag im gegenüber
genden Café, auf geheimnisvolle Weise mit seinen Büchern kommu
zierend, stürzt abends, wenn schon geschlossen wird, wieder hinüber,
sie abzuräumen. Treppe, Büsten, Toiletten, Großaufnahme des Sta
oberhauptes, ein Buch lesend, Kontrolle der Mappen und Eintrittskart

Lesesaal: Riesiger Kuppelsaal, Glasdach und sechs große Rundf
ster im Tambour. Sechs große Nischen, den einzelnen Fakultäten
bestimmt, jede hat in der Mitte einen Tisch mit Katalogen. Büche
mehreren Galerien übereinander, komplizierte Wendeltreppen, dun
nach Staub riechend, ganz oben schwindlige Stege und Leitern. E
zelne sehr beliebte und heiß umkämpfte Arbeitsplätze oben zwisch
den Galerien, auf vorragenden Balkonen; dort kann man treiben,

man will. Ab und zu wird ihre Benutzung verboten, weil man dort rgendwelchen Unfug getrieben hat. Die Tische in konzentrischen Kreisen angeordnet, in der Mitte, von hölzerner Balustrade umgeben, eere runde Fläche, wie die Tanzfläche in einem großen Vergnügungs-okal, mit dickem Glas belegt, durch das Kellerräume beleuchtet werden. Die vielen Arbeitslampen, grüne Schirme, verstellbar, jede etwas anders gedreht, viele mit Taschentüchern oder Papierbogen abgeblendet. Wenn es dämmert oder tagsüber plötzlich finster wird, allgemeines Geknipse; einige Lampen bleiben dunkel: man schläft. Manchmal auch mächtige Lichtflut, durch die Glaskuppel in den Saal ergossen. Wände, Balken von Sonnenstäubchen. Taubenschwärme auf dem Glasdach.

Leser: Vom Sekundaner, der sich eine Einlaßkarte erschlichen hat, bis zum Greis mit drei verschiedenen Brillen. Vom berühmten Forscher bis zum Arbeitslosen, der hauptsächlich wegen der Heizung da ist. Verschiedene Typen. Ein Mann im Lodenrock und grünem Hut, schlammbespritzte Schaftstiefel, mächtiger Knotenstock. Ein Siedler aufs Land geflohen oder abgedrängt, er liest sich für Monate voll. In seiner Mappe Sämereien, eingekaufte Werkzeuge. Er bringt Stapel ausgelesener Bücher auf einem Leiterwagen, in Zeltleinen gepackt; jetzt, während der Wintermonate hat er viel Zeit zum Lesen. Ausgebrochene Schüler, Ladenmädchen, Romane verschlingend, wüst über den Tisch geworfen, mit schwimmenden Augen in den ungeheuren Kuppelraum hinausträumend, plötzlich in tiefen Tempelschlaf verfallend, aus dem sie abends, wenn geschlossen wird, der Diener weckt. Matronen, die einen ganzen Haushalt vor sich aufgebaut haben, Butterdosen u. ä., sie falten gemächlich knisternde Butterbrotpapiere zusammen. Viele derartige Typen, kein Mensch weiß, was sie gerade auf einer Bibliothek zu tun haben. Zwei elegante, gemalte Frauen, schlank und kerzengerade nebeneinander sitzend, lesen zusammen aus einem Buch; sie haben die Hüte aufbehalten, kleine Halbschleier vorm Gesicht, werden in keiner Weise von der breiten Verwahrlosung und dem Sichgehenlassen der übrigen Bibliotheksbesucher affiziert. Greisinnen am Krückstock, in altertümlichen Mantillen, der Bibliotheksdiener bringt ihnen die Bücher nach. Eunuchenhaft verfettete jüdische Philosophen mit ewig rosig-glattem, heiterem Gesicht, auch wenn sie acht Stunden hintereinander auf

ihrem Stuhl gesessen sind. Neben dem bekannten Platonforsch
Colm nimmt ein hochgewachsener SS-Student Platz, arbeitet ei
halbe Stunde zackig, bekommt dann Gedankenentzündung un
schreckliche Faltenbildung auf der Stirn, grausiges Gähnen zerrei
sein Gesicht, er reibt sich die Augen, schaut nach der Uhr! Man kan
bereits schon zur Not zu Mittag essen, was er auch tut. Der Jude h
unterdessen drei Zeitschriftenaufsätze verarbeitet und zwei schön
Würmer aus der Nase geholt. Entsetzlich abgerissene und ärmlich
Typen. Zwerge, Verwachsene ...

*

Ein Mann mit Klumpfuß und uralten formlosen Schnürstiefeln, d
wie eine ganze Herde Esel schreien. Er ist immer mit irgendwelche
Folianten zwischen seinem Platz und der Leihstelle unterwegs, komm
nur ganz langsam vorwärts; der mit einem grauen keilförmigen Ba
bewehrte Kopf trägt sich mit eiserner Ruhe über dem Schürfen un
Knarren der Füße, Stiefel, Protesen usw. Er scheint nie eigentlich z
arbeiten – immer hört man, bald näher, bald ferner, seine knarrende
Umläufe. Ein anderer geht an zwei Krückstöcken verschiedener Läng
kann sich nur mit komplizierten Schlenkerbewegungen der verkürz
ten Beine vorwärtsbewegen. Dazu ein lustiges rosiges Köpfchen unte
einem gefiederten Lodenhut, die schwächlichen Lippen halten eine er
loschene Zigarre, die kleine Balancierbewegungen macht. So arbeite
er sich – immer Kopf hoch – die große Treppe herauf; der Schalter
beamte oben sieht ihm aufmerksam zu. Kostüme aus fünf Jahr
zehnten. Greisinnen mit wilden schneeweißen Löwenhäuptern, zahl
lose Brillen, Lorgnons, Ketten, Talismane baumeln ihnen von de
runzeligen Hälsen, sie arbeiten wüst darauflos, viel Schnauben, Räus
pern, Brillenputzen. Anthroposophinnen. Eine ältere Dame besieh
mit ihrem Hierodulen, einem blauen pickligen Jungen, stundenlan
Kunstblätter, Rötelzeichnungen männlicher Akte. – Ein gepflegte
Ordinarius, der sich nur mit großem Widerwillen in diese scheel
blickende Versammlung der Nichtarrivierten, verkannten Forscher
unbelohnten Fachgelehrten, betrogenen Privatdozenten begibt; e
arbeitet nur ein klein wenig, wie ein Weißer pro forma am Festmah
eines Negerstammes teilnimmt; das nächste Mal wird er seinen Assi
stenten schicken oder sich die Bücher ins Haus bringen lassen.

MARIANNE SCHULTZ-HECTOR
HUGO VON HOFMANNSTHALS ‚LEBENSLIED'

Lebenslied

DEN Erben laß verschwenden
An Adler, Lamm und Pfau
Das Salböl aus den Händen
Der toten alten Frau!
Die Toten, die entgleiten,
Die Wipfel in den Weiten –
Ihm sind sie wie das Schreiten
Der Tänzerinnen wert!

Er geht wie den kein Walten
Vom Rücken her bedroht.
Er lächelt, wenn die Falten
Des Lebens flüstern: Tod!
Ihm bietet jede Stelle
Geheimnisvoll die Schwelle;
Es gibt sich jeder Welle
Der Heimatlose hin.

Der Schwarm von wilden Bienen
Nimmt seine Seele mit;
Das Singen von Delphinen
Beflügelt seinen Schritt:
Ihn tragen alle Erden
Mit mächtigen Gebärden.
Der Flüsse Dunkelwerden
Begrenzt den Hirtentag!

Das Salböl aus den Händen
Der toten alten Frau
Laß lächelnd ihn verschwenden
An Adler, Lamm und Pfau:
Er lächelt der Gefährten. –

Die schwebend unbeschwerten
Abgründe und die Gärten
Des Lebens tragen ihn.

Die Verse dieses Lebensliedes bilden ein einheitliches Gefüge in d rhythmisch-metrischen Struktur, in der Symmetrie des Reimschem und in dem Nacheinander der klanglichen Werte. Doch in ihrem I halt scheinen sie zusammenhanglos. Einzelne Momente reihen si aneinander, ohne daß die Verknüpfungen sofort einsichtig we den. Wo ist das Verbindende zu suchen etwa zwischen den »Toten den »Wipfeln in den Weiten« und den »Tänzerinnen« gegen Ende d ersten Strophe? Die Bilder folgen eines dem anderen, unvermitt und ohne Übergang in ihrer Mannigfaltigkeit. Es ist, als sei in d Dingen eine geheimnisvolle Notwendigkeit, sich selbst weiter führen. Indem das erste das zweite hervorruft und doch ein direkt Zusammenhang unauffindbar bleibt, entstehen eigentümliche Mö lichkeiten der bildlichen Ausdrucksweise. Die Exorbitanz der Sprac führt aus dem Bereich der üblichen Anschauungsformen und Bil vorstellungen hinaus. Alles, was das Gedicht nennt, gerät in ein Schwebezustand. Ein Kausalverhältnis läßt sich nicht erkennen zw schen den Dingen, und doch sind sie gerade in ihrer Folge bedeuten und vielsagend. Die einzelnen Bilder stehen als bildhafte Zeichen f Bewegungen. Beides ist in ihre Sprachgestalt eingegangen: die inn ren Bewegungen der Seele und die großen, umfassenden Bewegung der Welt, die Schwingungen des Weltalls. »Es gibt sich jeder Wel / Der Heimatlose hin.« Abstraktes ist als dinghafte Erscheinung i Bild gebannt. Das Unsagbare wird als »Singen von Delphinen« hi auszudrücken möglich. Die Bilder sind vieldeutig, sie meinen den vo ihnen bezeichneten Gegenstand, und in ihrem Sagen ist gleichzeitig d Anklang an anderes. »Der Schwarm von wilden Bienen«, »der Flüs Dunkelwerden« und »die Wipfel in den Weiten«: diese Bilder berge etwas von den Urerfahrungen des menschlichen Lebens. In ihne schwingen unsere Träume mit.

Doch warum diese Flüchtigkeit im Gedicht, die das Bild kaum z seiner vollen Entfaltung kommen läßt? Warum wird man getriebe zu immer neuen Eindrücken? In Hofmannsthals Chandos-Brief ist ei Nußbaum von besonderer Bedeutung, so wie es hier die einzelne

Bilder sind. Und Hofmannsthal tut das gleiche wie im Gedicht ...wenn ich dieses Nußbaums ansichtig werde, mit scheuem seitlichen Blick daran vorübergehe, weil ich das Nachgefühl des Wundervollen, das dort um den Stamm weht, nicht verscheuchen will, nicht vertreiben die mehr als irdischen Schauer, die um das Buschwerk in jener Nähe immer noch nachwogen.« Ein Schimmer des Un-Endlichen umgibt die Liedverse. Die Scheu das Außerordentliche zu zerstören mag eine Ursache für ihren schnellen Wechsel sein. Eine eigentümliche Flucht der Bilder. Sie hinterläßt eine momentane Bestürzung bei dem Betrachter, er verliert zunächst alle Orientierungsmöglichkeiten. Es könnte scheinen, als seien zwar erregende Bildmomente gereiht, die aber in ihrem Nebeneinander letztlich ohne Sinn bleiben. Und doch gibt es ein Gemeinsames, das allem zugrunde liegt, aber es bleibt zunächst unter der schillernden Oberfläche der Bildlichkeit verborgen. Den geheimnisvollen Mittelpunkt des Gedichtes nennt dies mit den ersten Worten: *den Erben*. Die Bilder verleiten in ihrer faszinierenden Leuchtkraft und Schönheit zu dem Eindruck, als seien sie um ihrer selbst willen da, gleichzeitig sind sie jedoch auch in bezug auf den Erben gesetzt.

Der stete Wandel der Bildeinheiten bewirkt eine mitreißende Bewegung, wie sie etwa die Zeilen aus der ersten Strophe empfinden lassen:

»Die Toten die entgleiten,
Die Wipfel in den Weiten –
Ihm sind sie wie das Schreiten
Der Tänzerinnen wert!«

Das Bewegende, das die Folge der Bilder hervorruft, wird noch verstärkt innerhalb der einzelnen Bildbereiche selbst. Da heißt es zum Beispiel:

»Der Schwarm von wilden Bienen
Nimmt seine Seele mit, ...«

Nicht Statisches, sondern einen *Vorgang* gibt jedes Bild. So ist in den Versen durch den Strom der Bilder ebenso wie durch die Dynamik im Bild selbst Bewegkraft.

In den beiden mittleren Strophen des Lebensliedes erstrecken sich die einzelnen Bildfelder auf jeweils zwei Zeilen. Verschiedene Ge-

bärden, die sich im Bild vollziehen, zeichnen die Lebenshaltung « Erben: schreiten, sich anschmiegen, sich hingeben, fliegen. Sie w den aus dem Wortsinn und dem Rhythmus der Verse wahrneh bar. In ihrem Nebeneinander sind die bildlichen Ausdrucksmöglic keiten einer wachsenden Steigerung unterworfen. Eine gespann Linienführung treibt von Bild zu Bild, bis die aufwärts gerichtete B wegung schließlich abfällt. »Dunkelwerden« und »Begrenzung« b drohen für einen Augenblick den Höhenflug, die magisch-zauberha Beherrschung der Welt durch das lyrische Ich, das hier in der Ro des Erben auftritt. Der Wendung zu Schwere und Dunkel entspric die Abtönung der Vokale, die gerade an dieser Stelle eine Au nahme innerhalb des Ganzen bildet:

»Der Flüsse Dunkelwerden
Begrenzt den Hirtentag!«

Neben der Kette von Bildmomenten, die schon mit der zweit Hälfte der ersten Strophe einsetzt, steht in überragender Wirksamk und Einmaligkeit das Bild, mit dem das Gedicht beginnt und das da wieder, in geringer Variation, in den Schlußversen erscheint. Die Ei dringlichkeit dieses Bildes wird verstärkt durch die imperativisc Wendung, in der es gestaltet ist, und durch die Wiederholung. M thisch-biblische Symbole werden beansprucht. Die symbolische G bärde, das Salböl zu verschwenden, will souveräne Lebensbeher schung aussagen. Mit »Adler, Lamm und Pfau« ist nicht nur der Kre animalischen Seins umfaßt, sondern der Sinngehalt dieser Nam weist darüber hinaus. Die zunächst befremdende Metaphernreih »Adler, Lamm und Pfau« kann einen konkret faßbaren Hintergrun haben. Wappentiere, die ihm irgendwo begegnet sind, mögen aus d Dichters Erinnerung aufsteigen. Allegorischen Figuren ähnlich, we den sie in das Gefüge des Gedichtes eingebaut. – *Diese* erlebte Wirk lichkeit ist aber nicht die einzige, die in den Worten »Adler, Lam und Pfau« liegt. In ihrer zeichenhaften Anwendung meinen Adler un Lamm Würde und Demut. Der Pfau in seiner allegorischen Geltun weist auf ästhetische Vollkommenheit und stellt diese im Bild da Hofmannsthal glaubte das Wesen des Schönen erfahren zu haben a eine Verknüpfung dieser drei Dinge: der Würde, der Demut und d Vollendung der Gestalt. Was hier im Gedicht durch den Zusammen

nang der Symbole Adler und Pfau greifbar wird, sagt eine Hofmanns-
thalsche Prosastelle wörtlich: »Schön, es gibt kein *stolzeres* Wort«
(Prosa II, S. 29, Ffm, 1951). Eben dieses Stolze liegt in der Erscheinung
des königlichen Vogels. Die Verbindung der Gegensätze Adler und
Lamm ist dem Dichter Bedingung des Schönen: »... da doch Schön-
heit erst entsteht, wo eine *Kraft* und eine *Bescheidenheit* ist« (Prosa I,
S. 274). Es tritt eine Theorie des Ästhetischen in Hofmannsthals Werk
nicht offen zutage, aber seine Worte und Bilder machen deutlich, daß
nach seiner Überzeugung eine Korrelation zwischen dem Schönen
und den menschlich-sittlichen Werten besteht. Schönheit fordert
mehr als die leblose Gestalt. Die Tiergestalten umschreiben in diesem
Sinn Phänomene, wie sie als Urerfahrungen des Künstlers in Hof-
mannsthals Dichtung immer wieder auftauchen. – Noch über das
persönliche Erleben und Denken des Dichters hinaus rufen »Adler,
Lamm und Pfau«, in einer Art überindividueller Erinnerung, ver-
schollene Bilder und Kräfte wach. – Aber ist ihnen wirklich diese
Schwere des Verkündens eigen? Scheinen sie nicht gleichzeitig leicht
und ungebunden, wie schemenhafte Traumgestalten? – Vielleicht sind
sie auch nur dies: Gebilde aus Klang und Rhythmus? –

Von all dem ist etwas vorhanden. Als Möglichkeiten sind alle diese
Dinge anwesend. In ihrem Zugleich machen sie die ungeheure, un-
getrennte Wahrheit des Gedichtes aus.

Wer ist nun der »Erbe«? Wer ist gemeint mit der »toten alten Frau«?
Solche Fragen führen nicht zu einem dem Ganzen dieser Zeilen ge-
mäßen Deutungsversuch. Schon in den Epitheta »tot« und »alt« liegt
ein Widerspruch, – Tod kennt keine Zeit, – der darauf hinweist, daß
hier nichts wörtlich, »konkret« gemeint sein will. – Es ist bezeich-
nend für Hofmannsthal und die geistige Situation seiner Zeit, daß im
Mittelpunkt des »Lebensliedes« der Erbe steht. Hofmannsthal kämpft
gegen die literarischen und weltanschaulichen Versuche der Traditions-
losigkeit. Er weiß, daß es nicht ohne weiteres möglich ist, mit der Ver-
gangenheit zu brechen. Denn »es ist mehr von Vergangenheit in der
Gegenwart, als man ahnt« (Prosa III, S. 44). In besonderem Maß fühlt
sich Hofmannsthal einem überkommenen kulturellen Vermächtnis
verpflichtet. Er ist Österreicher, und in seinem Werk finden sich Ein-
flüsse des katholischen Barock ebenso wie einzelne Anklänge an die
Überlieferung Grillparzers. In die Rolle des »Erben« sieht sich Hof-

mansthal selbst versetzt. Ohne Wahl wurde sie ihm auferlegt, und trägt sie als eine schicksalhafte Notwendigkeit, auch dann, we sie ihm schwer wird. »Und so tritt eine unendliche Forderung uns heran, dem inneren Gleichgewicht höchst bedrohlich: Die Fo derung mit tausendfachen Phantomen der Vergangenheit uns a zufinden, die von uns genährt sein wollen« (Prosa II, S. 29). Das G fühl der Traditionsgebundenheit kann eine drückende Last werd Leidvoll kann die Erfahrung der Abhängigkeit das künstlerische We überschatten. Nicht nur an sich selbst, auch für seine Zeitgenossen u deren ererbt »klassische«, »romantische«, »realistische« Poesie empfin Hofmannsthal diesen Mangel. Es gibt weder eine Persönlichkeit, der »Erbe« vertritt, noch ist für ihn eine eindeutige begriffliche E klärung zu finden, aber es gibt vielerlei, was sein Bild umspielt u erhellt. Der »Erbe« kann als Verkörperung des künstlerischen Ich g meint sein, er kann aber auch als der Mensch in der Hofmannsthalsch Zeit und der Wiener Atmosphäre schlechthin aufgefaßt werden. –

Das zu verschwendende »Salböl« ist eine Umschreibung für künstlerische Schöpferkraft, oder es steht als Zeichen für den eige sten, innersten Besitz des Menschlichen. In biblischer Sprache bede tet die Metapher des auszugebenden Salböls die Substanz des Leber Sie soll verschwendet werden an Würde, Demut und Schönheit als die tragenden Mächte.

Die vielschichtige Deutung der Symbole führt zur Einsicht desse was durch das Bild der »toten alten Frau« gesagt wird. Wenn man d Vorstellung von »Adler, Lamm und Pfau« als Wappentiere noch ei mal aufnimmt, dann würde sich der Erbe als eine Art Schloßherr hi einpassen, und die »tote alte Frau« die Ahne eines geheimnisvoll Geschlechtes sein. Darin könnte man einen äußeren Vorwand zu d Bildern des Gedichtes sehen. Dies soll aber nur vorläufig und in d Form einer vagen Vermutung gegeben werden, nicht als eine erkl rende Anweisung zum Verständnis, die das Gedicht nur einschränk würde und seine gehaltliche Fülle verarmen ließe.

Ein anderes als »Ahnfrau« kann diese »tote alte Frau« noch sei nämlich die persongewordene Vergangenheit. Hofmannsthals küns lerische Schaffenskraft hat ihre Quellen ja zu einem großen Teil in d Überlieferung vergangener Zeiten, und so wäre es ihm angemessen z verschwenden, auszugeben »das Salböl aus den Händen / Der tote

alten Frau«. Doch das Bild sagt mehr, diese »tote alte Frau« erinnert an die Allegorie von der Allmutter, und ganz fern hat sie auch noch eine leise Ähnlichkeit mit der Hexe in den Märchen. Vermittelnd ist die »tote alte Frau« zwischen die Bildfelder des Erben und der Tiere gesetzt. Sie hat Bezug zu jeder der verschiedenen Deutungsebenen: zum faktischen der ritterlichen Adelswelt, zum künstlerischen Ich, zum Mythisch-Religiösen und schließlich zum traumhaften Bereich. In ihrer Vielschichtigkeit sind die Bilder geheimnisvoll und unergründlich. Mit der verschleiernden Gestaltung dieser Bilder wird versucht, etwas von dem Zusammenhang des Lebens zu umschreiben, der auch von der dichterischen Sprache nicht mehr unmittelbar erfaßt werden kann.

Die Bilderfolge des Gedichtes zeigt den Erben als einen, der das Leben in scheinbarer Überlegenheit wie im Spiel ergreift. Er täuscht vor, den bindenden Wert des Menschlichen nicht zu achten. Im Taumel eines magischen Allgefühls tut er, als ob das Leben und somit auch der Tod sich verkennen ließen. Ewige Verwandlung ist ihm Gesetz. Der sich verhaftet glaubt in allen Bindungen, ist ungebunden und heimatlos. Entsprechend diesem Lebensgefühl gleiten die Bilder vom bewegten Rhythmus getragen schwerelos dahin. Entgrenzung der Räume und Fortfall der Zeit als beschränkter Dauer der Gegenwart ist scheinbar durch ständigen Wandel, durch pausenlose Veränderung zu erreichen.

Doch letztlich bleibt die vorgespielte Daseinsüberlegenheit einer magischen Vision nur als künstlerische Möglichkeit bestehen. Es gibt zwei Stellen in diesem Gedicht, an denen die Härte der faktischen Wirklichkeit in ihrer Seinsmacht durchbricht. Da heißt es einmal: »Er geht wie den kein Walten / Vom Rücken her bedroht.« Hier wird das Als Ob, die Scheinhaftigkeit der sich im All spiegelnden Lebenshaltung sichtbar. Die Gebärden des Erben sind einem, der dem Menschlichen zugehört, nicht unbedingt gemäß. Er verkennt das Dasein, wenn er sich gibt, wie einer, den »kein Walten ... bedroht«; denn diese Bedrohung ist das Los unserer Unzulänglichkeit. Erst in dieser Erfahrung liegt für uns der Zugang zum Leben. Mit dem Wort »Abgründe« am Ende der vierten Strophe ist die zweite Stelle bezeichnet, an der die Verse ihre Maskenhaftigkeit für einen Augenblick verlieren. Über das Vorhandensein dieser Abgründe wird nicht hinweggetäuscht. Wenn auch die Mächtigkeit der Abgründe verdeckt ist

durch den Ausdruck von den »schwebend unbeschwerten Abgründen«, so erhält die Zeile doch ein besonderes Gewicht durch die metrisch-rhythmische Unregelmäßigkeit, die als die einzige Ausnahme die Anordnung des Ganzen unterbricht:

»Die schwebend unbeschwerten
Abgründe und die Gärten
Des Lebens tragen ihn.«

Es gibt also in diesem Gedicht Worte und Fügungen, die die Haltung des Erben in Zweifel ziehen, die trotz der mitreißenden Schwingungen, die das Lied des Erben auslöst, nicht ohne Vorbehalt an ihn glauben lassen.

Als der Gesang eines in Schönheit erfüllten, schwerelosen Augenblickes hebt sich das Hofmannsthalsche »Lebenslied« von dem dunklen Hintergrund des Daseins ab. Über die Alltagswirklichkeit geht es hinaus und hat doch in ihr seinen Ursprung. Gleich einem Schleier wird dieses Lied verhüllend über das Chaotische und Disharmonische geworfen. Es ist, als sei der Dichter durch eine Maske vom Leben distanziert, damit es erträglicher erscheine. In seinen Briefen gibt Hofmannsthal ähnlichen Gedanken schon ein Jahr vor der Entstehung des Gedichtes Ausdruck. »Wir bewegen uns in dem ungeheuren Element des Lebens leicht und ahnungslos, wie die Tiere auf dem Meeresgrund unter dem ungeheuersten Druck, der auf ihnen lastet. Von Zeit zu Zeit schauen wir mit einem Auge aus unserer Person heraus, wie man für einen Augenblick unter einer Maske hervorschielt, und erstarren über die hinter den Erscheinungen hervorragende, überwältigende Größe der Ideen« (26. 7. 1895).

In diesen Versen beherrscht die Gebärde des Lächelns und des Tanzes die Welt. Ihr magischer Zauber verwandelt die Erscheinungen und umgibt sie mit dem Glanz des Schönen. Und doch hat Hofmannsthal sein »Lebenslied« nicht geschrieben aus der Schau desjenigen, der die Schatten und Trübungen des Lebens übersieht. Er gehört nicht zu denen, die das Dasein bedenkenlos ins Spielerische variieren. »Und was wäre es denn, das uns tanzen macht, wenn nicht die Furcht?« (Prosa II, S. 365, Ffm, 1951). Wem die Schicksalsgesetze in ihrer Schwere bewußt sind, den treibt es zu bewahrenden Formen, um sie zu bestehen. Die im Schönen vollzogene Gebärde der Leichtigkeit ist

als ein Rettendes dem Grauenvollen und der Verworrenheit der Welt abgerungen. Die Heldin seines Dramas »Sobeide« läßt Hofmannsthal dieses fast Unmögliche vollbringen. Sie verstand es, »... mit Lächeln, wie du weißt / Zu tanzen, wenn mir schwerer als ein Stein / Das Herz drin hing, und jedem schweren Tag / Entgegen jedem Übel ins Gesicht / Zu lächeln.« Das Lächeln wird für Hofmannsthal zur Verkleidung, die ein menschenwürdiges Leben möglich macht. Er spricht von »Menschen, deren Anstand ihnen gebietet, der Schwere der Welt entgegenzulächeln« (Prosa I, S. 319). Eine Forderung, einen Anspruch des Lebens findet er im Lächeln und in der unbeschwerten Geste des Tanzes erfüllt. Eben gerade darum, weil der Dichter die Schmerzen kennt, weiß er auch um den »Rang des Lächelns« (Prosa I, S. 351). In seinen »Terzinen über Vergänglichkeit« sagt Hofmannsthal etwas über das Wesen der Träume. Sie »sind da und leben wie ein Kind, das *lacht*«. Mensch und Traum sind »Eins«, so heißt es in diesem Gedicht. Also sollen auch die Menschen in der Unbefangenheit bleiben. Im Lächeln verbirgt sich ein Geheimnis. »Was sich davon zergliedern läßt, ist fast nichts« (Prosa I, S. 351). Und doch geht eine ungeheure Macht von dieser Gebärde aus. Der Versuch, sich lächelnd zu bewahren gehört zur Bewegung von Hofmannsthals Dasein. Er beherrscht den »Ausdruck der Leichtigkeit und des Scherzes..., den nur große Menschen, die von der Gefährlichkeit des Lebens durchdrungen und dennoch nicht entmutigt sind, in ihrer Gewalt haben« (Prosa II, S. 7).

Das schwerelose Lächeln kommt aus der Nachbarschaft von Dunkel und Leid. Wenn von dem Erben gesagt wird: »er lächelt der Gefährten«, so liegt ein leiser Tadel in den Worten. Das Lächeln ist nicht anzuerkennen, wenn man den Dingen und den Menschen ihr Gewicht nimmt, sondern nur, wenn sie wirklich in ihrem Wesen erfahren werden. Hofmannsthals Gedicht ist nicht unabhängig von allen Bindungen. Das maskenhafte Bild des »Erben« wird an einzelnen Stellen durchsichtig und gibt den Blick frei in die Tiefe des Dunklen. Als »Lebenslied« bezeichnet der Dichter seine Verse, doch es wäre das Lied eines scheinhaften Lebens, wenn seine vorgetäuschte Gleichgültigkeit nicht eine unwirkliche wäre. Das Gedicht spricht von schwebender, verschwenderischer Leichtigkeit, und es meint doch im Grunde auch ein Mahnen und eine Erinnerung.

Spiel und Gesetz, Helligkeit und das Dunkle, diese Gegenmächte sind verwoben in der dichterischen Gestaltung Hofmannsthals. Das eine hat hier nur Bestand im Bezug zum anderen. Lied, Lächeln und Tanz sind ihm notwendige Zuflucht vor der Erschütterung und dem Sich-Verlieren in leidvollen Erfahrungen. Hofmannsthal verkennt das Leben nicht, sondern er sucht das Dasein in seiner ganzen Realität zu fassen. Darüber hinaus aber erstellt Hofmannsthal in seiner Dichtung eine Welt, die in sich Bestand hat, die das menschliche Dasein »aufhebt«. Die Gegebenheiten werden nicht ausgelöscht, das Gedicht bewahrt sie, doch ihm ist noch ein gänzlich anderes gegenwärtig. Es gibt eine weitergreifende Wirklichkeit, die des Gedichtes, und sie ist stärker und mächtiger in Hofmannsthals »Lebenslied« als die Worte, in denen etwas von der Realität der Not und des Todes liegt. Das Gedicht hat eine ihm gemäße Daseinsweise in dem Schwebezustand des Einbegreifens. Es bewegt sich im Grenzenlosen. Mit dem Bild von den »schwebend unbeschwerten Abgründen« werden die Dimensionen und Bewegkräfte dieser anderen Welt im Gedicht am unmittelbarsten gestaltet. In der Prosa Hofmannsthals gibt es Worte, mit denen man das Wesen dieses Bildes vielleicht zu fassen vermag: »Nichts umgibt uns als das Schwebende, Vielnamige, Wesenlose, und dahinter liegen die ungeheuren Abgründe des Daseins. Wer das Starre sucht und das Gegebene, wird immer ins Leere greifen. Alles ist in fortwährender Bewegung, ja alles ist so wenig wirklich, als der bleibende Strahl des Springbrunnens, dem Myriaden Tropfen unaufhörlich entsinken, Myriaden neuer unaufhörlich zuströmen. Mit den Augen, die uns den Springbrunnen vorlügen, müssen wir das Leben der Menschen anschaun: denn die Schönheit ihrer Gebärden und ihrer Taten ist nichts anderes als das Zusammenkommen von Myriaden Schwingungen in einem Augenblick« (Prosa I, S. 301). Die Sprache des Gedichtes bewirkt durch die rhythmische Bewegung, durch die Art und Folge der Bilder ein Schönes, das ähnlich dem Strahl des Springbrunnens aus unzähligen Elementen für einen Augenblick ein vollkommenes Ganzes bildet. Das Gedicht schwingt sich auf zu Höhen, die über unserer gewohnten Daseinsebene liegen. Jenseits von dem Leiden und Tun unseres alltäglichen Bereichs gründet sich hier eine neue Wirklichkeit, in der das »Schwebende«, das »Vielnamige« und das »Wesenlose« sind. Mit die-

sen Versen wird das fühlende Ich für eine kurze Dauer gehoben in die Schönheit und das Zeitlose einer nicht verfestigten Welt. Aber es verliert nicht den Zusammenhang mit seinem leidvollen starren Ursprung, auch er ist mit einbegriffen in das dichterische Wort, doch die Klänge des Unbeschwerten übertönen ihn.

Wenn der Dichter sich in seinem Schaffen schließlich von der Lyrik abwendet, so ist sein Verstummen ein Überwältigtwerden von den dunkleren Mächten, denen das Wort in seinem Unvermögen, nach der Überzeugung Hofmannsthals, im lyrischen Gebilde nicht mehr standhalten kann. Wo es um menschliche Grenzerfahrungen geht, überschreiten die Dinge für Hofmannsthal die Spannkraft des Wortes. Hofmannsthal verliert seinen Glauben an die Kraft des Liedes, doch im Drama versucht er noch weiter, Gestalt für das »Schwebende«, »Vielnamige« zu finden. Aus dem Lustspiel »Der Abenteurer und die Sängerin« stammt der Satz: »Die Macht ist bei den Fröhlichen.«

Wie der Gesang der Frauen in dem Prosastück »Das Dorf im Gebirge« für eine Weile über der abendlichen Landschaft schwebt, so steigt auch für einen Augenblick das »Lebenslied« Hofmannsthals als ein »schwerelos Gebild« auf aus dem dunklen Strom des Daseins und fällt dann wieder zurück in den großen Zusammenhang. Im letzten wollen seine Worte etwas von dem Geheimnis eines trotz aller Schwere bestandenen Lebens, aber zugleich auch von dem Geheimnis und dem Anderssein des Gedichtes ausdrücken, wenn er – selbst wiederum mit einem Lächeln über die Gefährlichkeit und die Vergeblichkeit – sagt:

»Er lächelt, wenn die Falten
Des Lebens flüstern: Tod!«

WILHELM KLEMM wurde 1881 in Leipzig geboren. Er war Arzt, Lyriker. Mitarbeiter der »Aktion«. Seine Gedichte erschienen u. a. in »Menschheitsdämmerung«. Das weitere Schicksal von Wilhelm Klemm ist unbekannt.

GERD GAISER ist 1908 in Oberriexingen in Württemberg geboren. Seine Romane und Erzählungen erschienen im Carl-Hanser-Verlag München: »Zwischenland« 1949. »Eine Stimme hebt an« 1950. »Die sterbende Jagd« 1953. Der abgedruckte Text ist ein Kapitel aus einem unveröffentlichten Roman.

INGEBORG BACHMANN, geboren in Klagenfurt. Philosophiestudium. Aufenthalt in Paris und London. Lebt z. Z. in Rom. Lyrik, Hörspiel, Essay. »Die gestundete Zeit«, Frankfurt 1953 (Gedichte), s. auch AKZENTE 1954, Heft 1.

KARL KORN ist Feuilleton-Redakteur der Frankfurter Allgemeinen Zeitung.

FRIEDRICH SIEBURG, Mitherausgeber der Zeitschrift »Die Gegenwart«.

FRIEDRICH SENGLE, Professor für Germanistik an der Universität Marburg.

GOTTFRIED BENN ist 1886 in Mansfeld geboren.

HEINRICH BÖLL, geboren 1917 in Köln. Roman. Essay. Hörspiel. »Und sagte kein einziges Wort«. »Haus ohne Hüter«.

HERMANN KASACK ist 1896 in Potsdam geboren. Auszüge aus dem »Chinesischen Bilderbuch« s. auch AKZENTE 1954, Heft 2.

WOLFGANG WIESER lebt in Beltsville. Maryland, USA.

KLAUS BREMER, geboren 1924. Regieassistent und Spielleiter am Landestheater Darmstadt. Sein Gedichtband »Poesie« ist im Verlag der »Fragmente« in Karlsruhe erschienen.

FELIX HARTLAUB. Die »Berliner Tagebuchblätter« stammen aus dem Nachlaß des seit 1945 vermißten Felix Hartlaub. Aus diesem Nachlaß sind, herausgegeben von seiner Schwester Geno Hartlaub, bereits erschienen: »Von unten gesehen«, Stuttgart 1950. »Parthenope oder das Abenteuer in Neapel«, Stuttgart 1951. »Die Reise des Tobias« Merkur 1954. Sein Kriegstagebuch erscheint demnächst unter dem Titel »Im Sperrkreis« in der Rororo-Bücherei.

MARIANNE SCHULTZ-HECTOR ist in Saarbrücken geboren und lebt in Karlsruhe. Arbeiten über Hugo von Hofmannsthal und Georg Trakl.

RÜCKBLICK

auf Heft 6 / 1954

WALTER CALÉ, Es rinnen rote Quellen

ERZÄHLUNGEN von Herbert Eiseureich, Hans Erich Nossack, Heinz Piontek

GEDICHTE von Peter Gan, Karl Guesmer, Peter Hamm, Herbert Heckmann, Gerhard Neumann

NEUE DICHTUNGSGATTUNG HÖRSPIEL
Drei Beiträge von Erwin Wickert, Gerhard Prager, Günter Skopnik

AUS DEM NACHLASS von Jesse Thoor

HÖRSPIEL von Günter Eich

VORSCHAU

auf den Inhalt weiterer Hefte

ERZÄHLUNGEN von Georg Britting, Heimito von Doderer, Max Frisch, Gerd Gaiser, Hans Egon Holthusen, Paul Hühnerfeld, Hans Henny Jahnn, Hermann Lenz, Hans Erich Nossack, Edzard Schaper, Martin Walser

GEDICHTE von Johannes Fischer, Josef Guggenmos, Helmut Heissenbüttel, Hans Rudolf Hilty, Marie Luise von Kaschnitz, Horst Lange, Werner Lutz, Käte Moslé, Albert Schirnding, Junge Österreichische Lyrik, Junge Schweizer Lyrik

BEITRÄGE zu Wolfgang Borchert, zu Karl Kraus, zum Übersetzungsproblem

UNTERSUCHUNGEN von Richard Alewyn, Walter Boehlich, Albrecht Fabri, Hans Hennecke, Curt Hohoff, Fritz Martini, Armin Mohler, Günther Müller, Herbert Nette, Paul Requadt, Heinz Schöffler

AUS DEM NACHLASS von Wolfgang Borchert, Ivan Goll, Oskar Loerke, Gertrud Kolmar, René Schickele

CARL HANSER VERLAG MÜNCHEN